

# Landsberger Geschichtsblätter

*Illustrierte Monatsschrift  
und Organ des  
Historischen Vereins für Stadt und Bezirk Landsberg a. L.*

*Beilage der  
Landsberger Nachrichten*

Begründet von Studienrat und Stadtarchivar J. J. Schober † Landsberg a. L.

Verantwortlicher Schriftleiter Paul Winkelmayr in Landsberg a. L.

*39. Jahrgang*

1\*9\*4\*9

Landsberg a. Lech 1949

Landsberger Verlagsanstalt Martin Neumeyer Landsberg a. Lech

HISTORISCHER VEREIN LANDSBERG  
BIBLIOTHEK

# I N H A L T

(Die Zahlen bedeuten die Spalten)

Dem 39. Jahrgang zum Geleit	49, 50	Winkelmayer Paul: Späte Auszeichnung	56
Burger Franz Xaver: Die Wallfahrtskirche St. Wolfgang in Thaining	93, 99, 109 119, 127	Wittig M. H.: Aus der Chronik des Marktes Leeder	68
Dehn, Dr. Prof.: Orts- und Flurnamen	78	Wittig M. H.: Von Grenzen, Recht und Verwaltung der bayerischen Vergangenheit des Fuchstales	111
Klas Michael: Beiträge zur Ortsgeschichte Hechenwang	55, 59	Wolf Sebastian: Welfenburgen am Lech	61, 67
Kraut Dr. Alfred: Eine vergessene Weihe-stätte der hl. Anna	94	Wolf Sebastian: Kaufering, das Dorf am Lech	76, 80, 89, 100
Maier Adalbert: Bischof Riegg, ein berühmter Landsberger	52, 57, 65, 73	<b>Buchbesprechungen:</b>	80, 120, 128
Maier Adalbert und Winkelmayer Paul: 600 Jahre Hl. Geistspitalstiftung Landsberg	97, 105, 115, 121	<b>Abbildungen:</b>	
Richter Ludwig: Osterbräuche in der alten Heimat:	63	Eindachhaus in Kaufering	80
Richter Ludwig: Maibräuche in der alten Heimat	71	Leonhardikapelle in Kaufering	92
Richter Ludwig: Anbau- und Erntebräuche in der alten Heimat	85	St. Wolfgangskirche in Thaining	94
Schlosser-Kraut Dr.: Mechtildis von Dießen und Andechs	87	Kirchenaufgang in Kaufering	101
Welz Heinrich: Walleshauser Flurnamen	54	Spitalstiftungsurkunde von 1349	107
Winkelmayer Paul: Nachruf für Hanns Frank	49	Hochaltar der St. Wolfgangskirche in Thaining	110
Winkelmayer Paul: Landsberger Künstler	79	Adalbert Maier	113/114
Winkelmayer Paul: Nachruf für Adalbert Maier	113/114	Alte Spitalkirche in Landsberg	117
		Die Loidfiguren am Kreuzaltar der St. Wolfgangskirche in Thaining	119/120
		Jesuitenkolleg in Landsberg	124
		Blick zu Chor und Kanzel der St. Wolfgangskirche in Thaining	128

## O R T S V E R Z E I C H N I S

<p><b>Vorbemerkung:</b> Die Orte werden in der jetzt geltenden Schreibweise eingereiht. Die St.-Orte siehe unter S.</p> <p><b>Achselschwang</b> 61, Admont 59, Aichach 106, Aling 127, Altdorf 61, Altötting 59, Altenstadt 62, 68, Altomünster 101, Altstätten 57, Altusried 57, Amberg 106, Andechs 87, 88, 101, Anzing 127, Apfeldorf 80, Asch 111, Aufsee 59, Augsburg 52, 53, 57, 58, 62, 65, 67, 73, 75, 76, 93, 99, 103, 110, 111, 112, 118, Austerlitz 59.</p> <p><b>Babenhäuser</b> 65, Balderschwang 57, 76, Basel 65, Bärner Ländchen 63, 71, 85, Benediktbeuern 55, 56, 60, 101, Berlin 68, Bernbeuern 111, Biberach 65, 103, Biel 65, Bozen 65, Bregenz 57, 65, Brixen 65, Brünn 59, Burggen 111, Burghausen 106.</p> <p><b>Cäsarea</b> 105, Christgarten 79.</p> <p><b>Denklingen</b> 111, Dettenschwang 59, Dienhausen 111, Dießen 55, 87, 88, 94, 95, 96, 101, 119, Dillingen 52, 80, Donauwörth 52, 65, Dünzlbach 65, Dürnhansl 60.</p> <p><b>Ecksberg</b> 127, Edelstetten 88, Eichstätt 126, Ellertshofen 118, Ellighofen 111, Ellwangen 80, Ens 59, Epfach 93, 111, Erbenschwang 111, Eresing 55, 60, Erpfting 111, Eurasburg 73.</p> <p><b>Feldkirch</b> 57, 65, Freiburg 65, 126, Freising 126, Fuchstal 111, Fürstenfeldbruck 127, Füssen 57.</p>	<p><b>Gastein</b> 73, Gersthofen 97, Göttweig 59, Grafrath 120, Greifenberg 60, Großorheim 79, Gunzenlech 67.</p> <p><b>Haltenberg</b> 62, 100, Hannover 68, Harburg 52, Hechenwang 55, 56, 59, 60, 61, Heroldingen 79, Herzogenburg 59, Hiltisau 57, 76, Hindelang 57, Hofingen 101, Hohenfurch 111, Horn 59, Hünang 127, Hüttenried 111.</p> <p><b>Immenstadt</b> 57, 76, Ingenried 11, Ingolstadt 106, Inning 65, Innsbruck 95, Ischl 59, Issing 94, 110, 120, 128, Judenburg 65.</p> <p><b>Karlshuld</b> 53, Kaufbeuren 57, Kaufering 62, 68, 76, 77, 78, 81, 83, 89, 92, 99, 100, 101, 102, 103, 104, Kelheim 106, Kempten 57, 128, Kinsau 111, Pirchenhaslach 99, Klagenfurt 65, Kleinerdingen 52, Kleink 59, Kloster Einsiedeln 65, Konstantinopel 94, Krems 59, Kremsmünster 59, Küßnacht 65.</p> <p><b>Lachen</b> 65, Lambach 59, Landeck 65, Landsberg 49, 51, 53, 56, 57, 61, 62, 75, 76, 77, 79, 80, 93, 97, 98, 99, 101, 103, 104, 106, 108, 109, 111, 112, 114, 115, 116, 118, 121, 124, 125, Landshut 126, Langerringen 97, Lechfeld 57, 100, Lechmühlen 111, Leeder 68, 111, 118, Legau 57, Lienz 65, Linz 59, Lübeck 62, Lublin 51, Leutkirch 57, Luzern 65, Lyon 105.</p> <p><b>Maißau</b> 59, Marienberg 65, Mauern 79, Melk 59, Memmingen 79, 103, Meran 65, Merching 65, Metten 57, Mindelheim 80, 127, Mittenwald 65, Möggingen 79,</p>
--	---

- Monheim** 54, **Mühldorf** 127, **München** 49, 52, 58, 68, 73, 80, 96, 101, 106, 111, 112, 126, 127, 128, **Mund-  
raching** 51, **Murten** 65.
- Nassenbeuren** 127, **Neapel** 68, **Nesselwang** 57, **Nidau** 65, **Nördlingen** 52, 53, 106.
- Oberdießen** 111, **Obergünzburg** 57, **Oberigling** 127, **Oberreitnau** 57, **Oberstaufer** 57, **Oberstdorf** 57, **Obersonthofen** 75, **Oberwindach** 60, **Oettingen** 52, **Ottobeuern** 57, 58, 120.
- Paris** 105, **Passau** 59, **Peiting** 61, 62, 67, 68, **Penzing** 99, 118, **Pestenacker** 118, **Petersburg** 106, **Pfeffers** 65, **Pfronten** 57, **Pfullendorf** 65, **Pürknau** 111.
- Ragatz** 65, **Ramsach** 120, **Ravensburg** 61, **Raygern** 59, **Reims** 105, **Rheinfelden** 65, **Römerkessel** 111, **Rom** 63, 105, 106, **Romenthal** 94, 95, 96, **Röthenbach** 57, **Rothenburg** 106, **Rottenbuch** 61.
- Sandau** 103, **Sankt Andre** 65, **St. Florin** 59, **St. Geor-  
gen** 86, **St. Lamprecht** 65, **St. Paul** 65, **St. Pölten** 59, **St. Wolfgang** 93, 100, **Säckingen** 65, **Salzburg** 59, 73, 93, 94, **Sargans** 65, **Saulgrub** 65, **Saxenried** 111, **See-  
feld** 65, **Seestall** 111, **Seifertstetten** 59, **Singen** 65, **Sonthofen** 57, 127, **Söchering** 65, **Spielberg** 59, **Spo-  
leto** 62, 67, 80.
- Schaffhausen** 65, **Scheuring** 103, **Schondorf** 55, 56, 60, 61, **Schongau** 57, 61, 62, 67, 68, 111, 112, **Schwabbruck** 111, **Schwabsoien** 111.
- Stadl** 49, 50, 51, **Stanz** 65, 99, **Staufen** 76, **Steingaden** 57, 62, 67, 68, **Steinebach** 60, **Stockach** 65, **Strau-  
bing** 106, **Stuttgart** 68.
- Thaining** 93, 99, 109, 119, 120, 127, 128, **Trient** 65.
- Unterdießen** 111, 112, **Unterkochen** 80, **Unterliez-  
heim** 120, **Unterschondorf** 61.
- Vaduz** 65, **Vilgertshofen** 51, 99, **Villach** 65, **Vöck-  
labruck** 59, **Völkermark** 65.
- Waldshut** 65, **Walleshausen** 54, 55, **Wallerstadt** 65, **Wangen** 65, **Wasserburg** 73, **Weil** 99, **Weiler** 57, 76, **Weilheim** 65, 68, 75, 95, 119, 120, **Weingarten** 61, 100, **Weißenburg** 106, **Weißhorn** 99, **Welden** 111, **Wessen** 65, **Wessobrunn** 80, 109, 116, 117, 118, 119, **Wien** 59, **Windach** 55, 60, **Wolfenbüttel** 68, **Worms** 126, **Würzburg** 106.
- Zeil** 65, **Zierl** 65, **Znaim** 59.

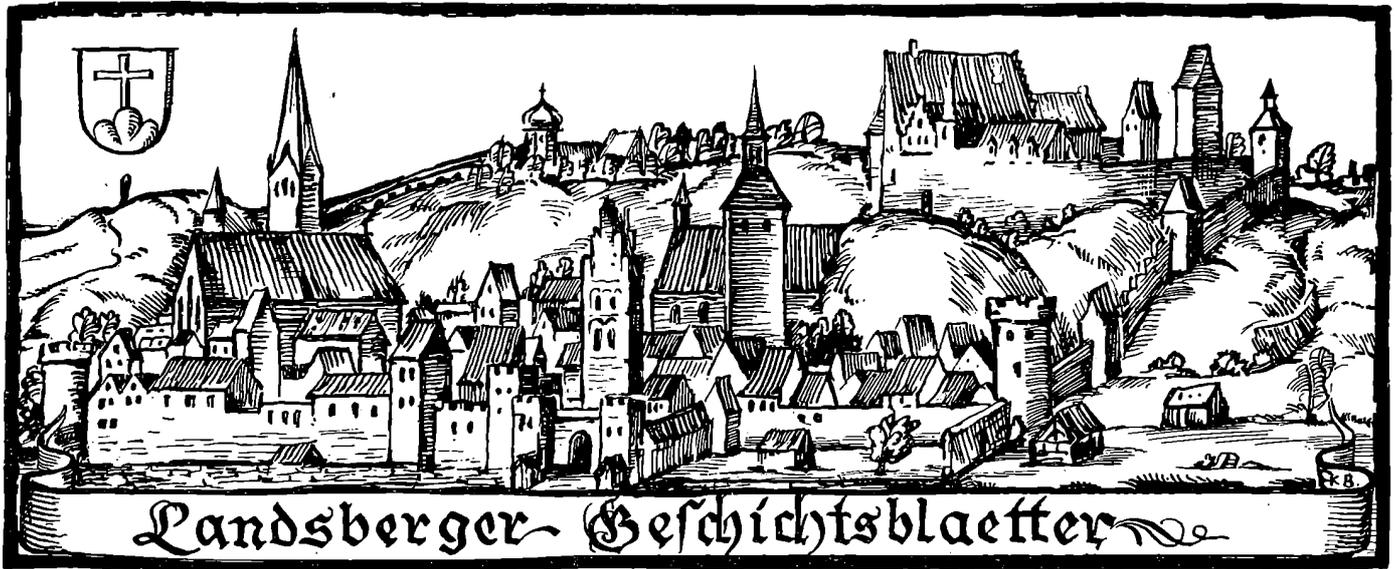
## HISTORISCHER VEREIN

### Vorstandschaff und Ausschuß

nach dem Ergebnis der Wahl vom 28. November 1949

1. Vorstand:	Paul Winkelmayr
2. Vorstand:	Wendelin Drexl
Schriftführer:	Studienrat Hartlmaier
Kassier:	Franz Weishaupt
Beisitzer:	Franz Dengler
	Anton Suppmann
kraft Amtes:	Oberbürgermeister Thoma
	Landrat Dr. Gerbl

Stadtarchivar, Kreisarchivpfleger, Kreisheimatpfleger:  
Paul Winkelmayr



Illustrierte Monatsschrift und Organ des „Historischen Vereins für Stadt und Bezirk Landsberg a. L.“  
Begründet von Studienrat und Stadtarchivar J. J. Schober † Landsberg

Verantwortlicher Schriftleiter:  
Paul Winkelmayr in Landsberg a. L.

Beilage der „Landsberger Nachrichten“

Nachdruck, auch auszugsweise, ohne  
Genehmigung der Schriftlfg. verboten

Nr. 1/2

39. Jahrgang

1949

## Dem 39. Jahrgang zum Geleit

Mit der vorliegenden Nummer beginnen wir den neuen Jahrgang der „Landsberger Geschichtsblätter“ und wollen damit im Jahre 1949 wieder auf das Laufende kommen. Deswegen werden die beiden ersten Nummern als Doppelnummern Nr. 1/2. und Nr. 3/4. bezeichnet werden, so daß wir mit der Mai-Nummer die ordentliche Nummerierung wieder erreichen.

Wir freuen uns, daß die „Landsberger Geschichtsblätter“ in weiten Kreisen wieder freudig aufgenommen wurden und freuen uns besonders auch darüber, daß weite Leserkreise der Neubürger so lebhaftes Interesse für den Inhalt dieser Blätter bekunden. Wir wollen den Neubürgern gerne Gelegenheit geben, ihre alten Heimatbräuche, mit denen sie verwurzelt sind und die sie auch hier wieder weiter pflegen werden, in den „Landsberger Geschichtsblätter“ zu erläutern und sie damit den Alt-

bürgern näher bringen. Wir wollen nicht nur historische Forschungen in diesen Blättern treiben, sondern Brauchtum und heimische Art und Sitte festhalten.

Darum rufen wir alle, die etwas beitragen können, zur Mitarbeit auf. Großen Wert würden wir auch auf die Erfassung von Haus- und Flurnamen in den einzelnen Ortschaften legen, die so langsam zu verschwinden scheinen. Wer sein Dorf liebt, sollte sich darum kümmern, wir helfen gerne mit. Alle unsere Heimatfreunde und alle Mitglieder des Historischen Vereins sollen zu Mitarbeitern an unseren „Landsberger Geschichtsblätter“ werden.

Schriftleitung der  
„Landsberger  
Geschichtsblätter“

Historischer Verein  
für Stadt und Kreis  
Landsberg a. L.

## Dem verdienten Heimatforscher Hanns Frank, Stadl zur Erinnerung und als Denkmal in der Heimatgeschichte

Nachdem nun die „Landsberger Geschichtsblätter“ wieder, wie wir hoffen, regelmäßig erscheinen können, wollen wir eine Ehrenpflicht erfüllen und dem letzten Schriftleiter und langjährigen Bearbeiter dieser Heimatblätter auch in deren Spalten ehrend zu gedenken. Vor nahezu 5 Jahren ist Hanns Frank in München bei einem Bombenangriff ums Leben gekommen. Der 11. Juli 1944 ist sein Todestag geworden. In den nachfolgenden Zeilen wollen wir dem eifrigen Heimatforscher ein Denkmal des Dankes setzen für all das, was er in den „Landsberger Geschichtsblätter“ für die Heimatforschung geleistet hat.

Es ist ein eigenartig Ding, daß in der Reihe der Landsberger Heimatforscher immer wieder Männer erscheinen, deren Wiege nicht in der Stadt Landsberg oder in einem Dorfe des Landkreises gestanden ist. Diese Männer brachten der Dienst oder der Beruf in die Umrahmung unserer Stadtmauer oder in die Grenzen des Landkreises. Sie brachten aber das mit, was hier so fühlbar mangelte, nämlich ein Herz voll Heimatliebe, historischen Sinn, Begeisterung an der Kunst der Vorväter und Kenntnisse aller Heimatschätze. Sie spürten weiter auf dem schon vorhandenen Boden, fanden neue histo-

rische Erkenntnisse, hielten altes Volksbrauchtum fest und gruben aus der Vergangenheit viel des Schönen und Wissenswerten, des Edlen und Guten aus, das sie der lebenden Generation als Tat der Väter in den vergangenen Jahrhunderten, als Kunst deutscher Meister, deutscher Handwerker aufzeigten und damit die Liebe zur Heimat, die bei vielen entschlummert und verschüttet war, wieder erweckten.

Ein solcher Erwecker des Heimatgedankens, der Heimatliebe, des Sinns für die historische Vergangenheit war auch

**Hanns Frank,**

den allzufrüh ein tragisches Geschick aus der lieb gewonnenen Heimatarbeit rief.

Vor etwa 20 Jahren stellte sich Hanns Frank in den Dienst der Heimatpresse, als er nach Stadl versetzt worden war. In den Jahrgängen der Heimatzeitung suchte er das Wissenswerte für sich heraus, um sich mit dem neuen Wirkungskreis vertraut zu machen. Aus den Jahrgängen der „Landsberger Geschichtsblätter“ sammelte er sich Unterlagen um in der Geschichte von Stadt und Kreis Landsberg mitarbeiten zu können. Viele Einzelbeiträge waren es, die er in die Heimatzeitung gab, seien es historische Erinnerungsnotizen oder aktuelle Berichte gewesen. Alle seine Beiträge waren leicht verständlich und volkstümlich gehalten und fanden überall großes Interesse und Verständnis. In all seinen Arbeiten dringt neben der rein historischen Sachlichkeit oder der ge-

mühtiefen Heimatliebe der Gedanke zur Tat für die Heimat und ihre Geschichte durch.

Seine historische Sachkenntnis, seine Heimatliebe und sein Forscherstreben ließen ihn zum Verfasser größerer Arbeiten werden, die über den Rahmen einer Tageszeitung hinausgingen, dann aber auch nicht mit der Tageszeitung wieder verschwinden sollten. Dazu waren sie zu wertvoll und fanden daher Aufnahme in die „Landsberger Geschichtsblätter“. Neue Sachgebiete griff Hanns Frank auf, als er Mitarbeiter dieser historischen Heimatzeitschrift wurde, so bearbeitete er 1933 die Ortsnamen des Bezirksamtes Landsberg in besonders hervorragender Weise. Neben verschiedenen kleineren Beiträgen in den Jahren 1934/35 war es dann besonders seine mühevollen, wenig anerkannten, aber überaus verdienstvolle Erstellung einer „Bibliographie über Stadt und Bezirk Landsberg“. Gerne bearbeitete er auch Orts geschichten und wurde zum Berater und Helfer vieler Heimatfreunde in den Gemeinden. Daß er seiner Gemeinde Stadl, Mundraching und besonders dem schönen Vilgertshofen seine größte historische Forschung und seine vorbildliche Heimatliebe zuwandte, darf nicht verwundern. Besonders über Vilgertshofen, das Fest und die Kirche und Wallfahrt, brachte er viele neue Erkenntnisse. Blättern man die „Landsberger Geschichtsblätter“ seit dem Jahre 1934 durch, so findet man immer wieder Hanns Frank mit zahlreichen Beiträgen vertreten, die ein dankenswertes Material ergeben für alle, welche sich später der Heimatforschung widmen werden.

Mit Beginn des zweiten Halbjahres 1936 übernahm Hanns Frank die Bearbeitung der „Landsberger Geschichtsblätter“, für deren Herausgabe und Inhalt er seit Beginn des Jahrgangs 1940/41 verantwortlich zeichnete. Den Jahrgang 1939 konnte er wegen Einberufung nicht fertigstellen, er sorgte sich aber um die Vollendung des Jahrganges auch als Soldat am Westwall und so konnte dieser Jahrgang abgeschlossen werden. Dann ruhte die weitere Herausgabe der Geschichtsblätter, bis Frank im Jahre 1942 für längere Zeit beurlaubt wurde. Mit voller Tatkraft setzte er sich für die weitere Herausgabe der Geschichtsblätter ein, fand williges Verständnis bei dem Inhaber der Landsberger Verlagsanstalt und bei seinen alten heimatkundlichen Mitarbeitern. Der Ausbau der Geschichtsblätter lag ihm sehr am Herzen und er hätte den Umfang verdoppeln mögen, um die Fülle des gesammelten Materials unterzubringen. Mit Hilfe des Landrats Landsberg und des Verlegers konnten auch zahlreiche Illustrationen den wertvollen Beiträgen beigegeben werden. Ein besonderes Verdienst um die Stadt Landsberg erwarb sich Frank durch die Herausgabe der „Herkomer - Erinnerungs - Artikelserie“, die dann vom Verkehrsverein in Broschürenform herausgegeben wurde und einen überaus wertvollen Beitrag zur Geschichte unserer Stadt in Verbindung mit Herkomer festhält.

Der wache Forschergeist ruhte nicht, ob am Westwall oder im Osten, ob im Lazarett oder in der Heimatgarnison, immer spürte er heimatkundlichen Dingen nach und schließlich darf es uns nicht verwundern, daß er sogar aus einem Lazarett des Ostens einen Beitrag schickte, mit dem er feststellte, daß in Lublin um 1613 ein Landsberger Webersohn namens Selder zu Reichtum und Würden gelangte. Sein letzter heimatkundlicher Beitrag, mit dem er gewissermaßen Abschied von seinen Heimatfreunden genommen hat, war der an Weihnachten 1943 erschienene Artikel über „Zehn Jahre Heimatpflege“.

Aber nicht allein am Schreibtisch oder in Wanderungen erschöpfte sich die heimatforscherische Tätigkeit Franks. Ein Mann wie er, voll glühender Heimatliebe, fand im Historischen Verein Landsberg ein weiteres und ein großes Betätigungsfeld. Der Vorstand des Historischen Vereins nahm Frank als willkommenen Mitarbeiter auf und wir finden Frank bald als Vortragenden bei den Versammlungen und Führungen des Historischen Vereins und bei Besuchen der Stadt. So rundet sich das Hineinwachsen Franks in Stadt und Kreis Landsberg. Als Schriftleiter der „Landsberger Geschichtsblätter“ und als 2. Vorstand des Historischen Vereins hatte er ein überreiches Arbeitsgebiet zu seiner beruflichen Arbeit übernommen, dem er jede freie Minute widmete. Seine vielen Pläne über die Gestaltung der „Landsberger Ge-

schichtsblätter“ und vielfach getroffene Vorbereitungen für die Arbeit nach dem Kriege, konnte er nicht mehr in die Tat umsetzen. Am 11. Juli 1944 fand er durch eine Bombe in der Türkenkaserne in München den Tod. Die Bombe hat ihn uns genommen, ihm aber gab sie wenigstens das eine, nämlich die letzte Ruhestätte in der geliebten Heimat Erde.

Sein Leib ist uns genommen worden, sein Geist, seine Heimatliebe und seine Begeisterung am Heimatgeschehen von einst und jetzt aber werden in uns weiterleben und wird uns das Werk, das Hanns Frank übernahm und so hoch ausbaute, weiter fortsetzen lassen. In den „Landsberger Geschichtsblätter“, im Historischen Verein Landsbergs und in der Geschichte der Stadt Landsberg wird sein Name weiterleben als Beispiel und Vorbild eines Heimatforschers, der alles für seine Heimat gab.

Winkelmayr.

## Bischof Riegg, ein berühmter Landsberger

Von Adalbert Maier

(Fortsetzung)

Am 21. August 1824 reiste Ignaz Albert nach Kleinerdingen bei Nördlingen, um die dortige neuerbaute Pfarrkirche zu weihen. In Donauwörth besuchte er den Abt Cölestin Königsdorfer, einen alten Freund. Als er nun weiterfuhr, überfiel ihn außerhalb Harburg plötzlich ein heftiges Unwohlsein. Krank kam er in Kleinerdingen an. Zwar erholte er sich hier wieder soweit, daß er die Kirchenbenediktion vornehmen und auch die Predigt halten konnte; am Schlusse der Messe aber wurde er neuerdings, und zwar derart unwohl, daß er die angesetzte Firmung nicht mehr zu spenden imstande war. In diesem Zustande besuchte er noch die fürstliche Familie in Oettingen. Hier wurde er auf das liebevollste empfangen, und die Behandlung des fürstl. Leibarztes brachte es zu stande, daß der Bischof auf der Rückreise die Firmung in Kleinerdingen erteilen konnte. Aber kaum war er (am 30. August) wieder zu Hause angelangt, so mußte er sich zu Bette legen und nun kam ein so heftiges Nervenfieber (Typhus) zum Ausbruche, daß man an einer Rettung verzweifelte. Am 26. August machte der Schwerkranke sein Testament, und als am 28. in der Domkirche zur Vorfeier des Kirchweihfestes mit allen Glocken geläutet wurde, da hieß es in ganz Augsburg: „Der Bischof ist gestorben“. — Aber es war anders bestimmt. Gerade an diesem Tage trat eine Krisis ein, die zur Besserung führte. Nun schritt die Genesung rasch und erfreulich vorwärts und am 14. November wurde in der Domkirche zum Danke für die Genesung des geliebten Oberhirten ein feierliches Hochamt mit Tedeum abgehalten; König Max Josef aber, der die Erkrankung des Bischofs mit großer Anteilnahme verfolgt hatte, ernannte ihn, gleichsam zur Feier der Wiedergenesung, zum Reichsrat der Krone Bayerns.

Betrachten wir nun das Wesen und bischöfliche Wirken Riegg's.

Von Temperament rasch und hitzig, konnte ihn manches augenblicklich zum Unwillen reizen; aber Vernunft und ruhige Ueberlegung gewannen ebenso schnell wieder die Oberhand. Was er auch tat und unternahm, überall stand für ihn das Wohl der Diözese obenan. Es war deshalb sein Hauptbestreben, den Geist der Duldung und Eintracht unter den Konfessionen zu pflegen, der Geistlichkeit innere Vervollkommnung und äußeres Ansehen zu verschaffen, in die Herzen der Gläubigen aber Gottesfurcht und wahre christliche Gesinnung zu pflanzen. — Diese Bestrebungen veranlaßten den Bischof, ein Hauptaugenmerk auf die Heranbildung der jungen Geistlichen zu richten. Durch seine Vorstellungen bewirkte er, daß König Ludwig I. die ökonomischen Verhältnisse des Diözesanseminars in Dillingen bedeutend verbesserte. Bischof Riegg gab dieser Anstalt eine neue Organisation, ließ sich im Seminare eine eigene Wohnung einrichten und verweilte hier, so oft es seine andern Pflichten erlaubten, wie ein Vater unter seinen Söhnen.

— Den jüngeren Klerikern wurde befohlen, die Konzepte der gehaltenen Predigten und Katechesen einzureichen, und hunderte solcher Arbeiten sah der Bischof selbst durch und versah sie mit Bemerkungen. Er ordnete für die ganze Diözese Pastoralkonferenzen an und verfolgte ihre Verhandlungen mit regster Teilnahme. Den Seelsorgern machte er das Predigen und Katechesieren an den Sonntagen, die Förderung des Volksschulwesens und gewissenhafte Erteilung des Religionsunterrichtes zur Pflicht. In seinem Auftrag verfaßte Christoph von Schmid einen Diözesankatechismus für die Jugend. Das bisherige kleine und veraltete Rituale ließ er umarbeiten und versah es mit zweckmäßigen Gebeten und Anreden in deutscher Sprache. — Wer unter seinen Geistlichen Freude an edlen Beschäftigungen, an Wissenschaft und Kunst zeigte und Fleiß und Eifer im Amte damit verband, der konnte seiner Gnade und Förderung sicher sein. — Den besten Beweis, wie er seine Pflichten auffaßte, gab Bischof Riegg dadurch, daß er die ganze Diözese bereiste und alle, auch die kleinsten und entlegensten Seelsorgestellen besuchte. Es machte dies umso größeren Eindruck, als solches noch niemals geschehen war. Gerade hier zeigte sich dieser Bischof so recht als Sohn des Volkes, der für dessen Bedürfnisse Interesse und Verständnis hatte, und diese Visitationen gewannen ihm überall die Herzen. — In allen Orten, die er besuchte, prüfte er die Jugend in den Glaubenslehren, ermahnte sie zum Gehorsam gegen Eltern und Vorgesetzte, schärfte Ehrfurcht und Achtung gegen Religion und Gesetze ein, weckte Liebe und Begeisterung für König und Vaterland.

Im Jahre 1826 kam er in die Kolonie Karlshuld im Donaumoos, die damals schon fast 1000 Seelen zählte, aber infolge ihrer Armut weder Kirche noch Geistlichen besaß. Tief bewegt darüber wandte sich Ignaz Albert an die Gnade des Königs und dieser ließ nicht nur der armen Gemeinde durch Baumeister Gärtner eine schöne Kirche und einen Pfarrhof erbauen, sondern genehmigte auch die Mittel zur Aufstellung eines Pfarrvikars. Auch in Nördlingen, wo der gleiche Notstand herrschte, erreichte es Bischof Riegg, daß den Katholiken die ehemalige Karmelitenkirche abgetreten und eine katholische Pfarrei errichtet wurde.

Wohl selbstverständlich ist, daß Bischof Riegg auch seine Vaterstadt nicht vergaß. Am 16. September 1826 sahen die Bewohner Landsbergs ihren Oberhirten mit Inful und Stab am Hochaltare der Pfarrkirche, wo er so oft als Knabe ministriert hatte. Die ganze Stadt war auf den Beinen und aus der Umgebung waren tausende herbeigeeilt, den Hochverehrten zu sehen. Vor der Karolinenbrücke waren zwei hohe Pyramiden von lebendem Laubwerk errichtet und an deren Spitzen zwei Fahnen angebracht mit den Worten: „Heil und Friede“. Ueber dem Triumphbogen stand: „Landsberg seinem hohen Sohne“. — Die Brücke selbst und die Häuser waren mit Girlanden, Kränzen und Blumengewinden geziert. An der Pfarrkirche wurde der Bischof von der Geistlichkeit, den Behörden und dem Stadtmagistrat bewillkommt. Die Schuljugend war aufgestellt und zwei Mädchen seines Bruders überreichten ihrem Hochw. Herrn Onkel Blumenkränze und sprachen ein Gedicht. Nach der Visitation der Pfarrkirche prüfte der Bischof die Schulkinder aus der Religionslehre und hielt darnach eine Ansprache an die erwachsene Jugend. Am nächsten Tage spendete er an etwa 1000 Kinder die hl. Firmung und kehrte dann wieder nach Augsburg zurück.

Am 1. Januar 1830 verlieh König Ludwig dem seeleneifrigen Oberhirten das Komturkreuz des Zivilverdienstordens der bayerischen Krone und richtete an den also Geehrten ein Handschreiben, worin es u. a. hieß: „Daß Ihre treue Anhänglichkeit an Vater und Sohn von Mir gewürdigt wird, sehen Sie aus dieser Verleihung. Könnte es mein verewigter, unvergeßlicher Vater erfahren, herzlich würde es ihn freuen, dessen bin ich überzeugt.“

Sicher hat Bischof Riegg durch seine Visitationsreisen viel Gutes gestiftet. Er sammelte sich Personal- und Lokalkenntnisse, wurde mit den Bedürfnissen der Pfarr-

gemeinden bekannt, benutzte seine Erfahrungen, indem er der Staatsregierung Vorschläge und Verbesserungen unterbreitete, erließ selbst zweckmäßige Verordnungen über Seelsorge und Kirchengüter, Verwaltung des Kirchengutes, die Führung und Aufbewahrung der Pfarrmatrikeln, das Bauwesen usw. — Am liebsten stieg er auf seinen Reisen bei Geistlichen ab, verkehrte mit ihnen in herzlichster Weise und fand sich in ihrer Mitte — wie er selbst sagte — in jene schöne Zeit zurückversetzt, wo er noch als Pfarrer von Monheim in kleinster Umgebung sich glücklich gefühlt hatte.

(Fortsetzung folgt)

## Walleshauser Flurnamen

von Hch. Welz, Walleshausen

(Schluß)

Das Schärgenänglerl in Walleshausen gibt uns auch wieder Anlaß zu einer kleinen ortsgeschichtlichen Betrachtung. Der Scherge war eine wichtige Amtsperson im früheren Dorfleben, sozusagen das ausübende Polizeiorgan der Gemeinde. Er trug Schwert und Hellebarde. Um 1763 herum ereignete sich in einer hiesigen Wirtschaft ein Streitfall zwischen dem „Schörg“ und einer anderen hiesigen Amtsperson. Es floß Blut. Ein Soldat fiel dem Schörgen in den Arm, sunst hätte er mit dem Schwert „das Haupt des andern nit nur durch die Kron, sondern auch ein Stück des Leibes mitten entzwei gehauen“. Der Zeuge über diesen Vorfall bescheinigt die „mennikliche“ Schärfe des Schwertes und berichtet, daß der Scherge unter unsinnigem Wüthen gedroht habe, sich bald ein noch „schärferes“ Schwert zu „kauffen“ mit dem er noch einen „entleiben“ werde. Der Scherge wurde gefangen gesetzt. —

Wer von der jüngeren Generation weiß heute noch, daß am D a f e l a c k e r einst eine Bildtafel, am S ä u l e n a c k e r einmal eine Bildsäule gestanden hat?

Hat einst der Besitzer der S a l z m a n n - w i e s e, eben der Salzmann vielleicht auch (wie in andern Orten der Saliterer-Hausname, z. B. in Weil) in einem Fäßchen das Salpetersalz, das sich an feuchten Stallwänden bildet, gesammelt und es in die Salpètergasse nach München gebracht, wo es der Kurfürst zur Schießpulverherstellung brauchte und es gut bezahlte.

Die große Zahl der L a n g l u s s - u n d S ö l d n e r - l u s s - W i e s e n soll der Sage nach vor vielen Jahrhunderten dem Schloßbesitzer von Kaltenberg zu eigen gewesen sein, der diese Mooswiesen dann durch das L o o s an die Walleshäuser verteilen ließ; daher wohl auch der vorkommende Name L o o s b a c h - W a l d.

Mit den Namen S c h ö l f g a s s e, K r e p p e n u n d R u n s t werden Aushöhlungen und Hohlwege am Hügelhang bezeichnet. Ein Gräsfleck auf dem S t e i n b i c h l heißt die P o i n t.

Ein besonderer Tüftler scheint doch der Grundstücksbesitzer gewesen zu sein, der seinem Acker die Bezeichnung die 14 S t r a n g e n verlieh. B r e c h g r u b - u n d G r a m m e l g r u b a c k e r erzählen vom Flachsrostern und -brechen an dieser Stelle. Auf dem S c h l ü s s e l - a c k e r scheint wohl einmal der Hausschlüssel verloren gegangen zu sein. Die Pflugschleife, das hölzerne Gestell auf dem der Pflug von und zum Feld geschleift wird, gab dem S c h l e i f w e g a c k e r diesen Namen.

Z w e r c h - u n d G e h r e n a c k e r entstanden aus ihrer Lage zu den andern Grundstücken (überzwerch = quer, Gehre = läuft auf eine Spitze).

N o n n e n -, K l o s t e r a c k e r weisen hin auf geistlichen Besitz, wie auch die H e r r e n ä c k e r im Pfarrwiddum stehen, d. h. wie man auf dem Land sagt, sie gehören dem „Herren“.

Eine große Anzahl von Flurstücken sind dem einstigen Vorbesitzer nach benannt. Solche zählen wir nicht auf. Jedoch sollen längst verschwundene Hausnamen in diesem Zusammenhang noch einmal auferstehen. Diese sind: L e n z e n - A c k e r (des Lorenz), G i d i - A. (des Aegidius), X a n d e r h o l z (Xanderhof, des Alexander, heute Spicker, Petzenhf.), K u g e l - A. (des Kugelschneiders), E i c h e l t e i l (beim Eichele), M o l l b a u e r n -

Drucker-, Seppel- und Bader-Acker, sowie die Dürrwiese.

Der Stieglacker scheint vor 300 Jahren dem damals hier sesshaften Geschlecht der Stiglmayr gehört zu haben.

Das Leibenackerl, wenn dieser Name nicht eine Verunstaltung für Leitenacker ist, könnte man zu jenen Fleckchen rechnen, die fast in jedem Ort in Zeiten höchster Not um einige Laibe Brot ihren Besitzer wechselten.

Schlechter Bodenertrag spricht wohl aus den Namen: Hexen-, Fuchs-, Hennen-, Vogel-Kazel- und Katzenwedelacker. Diese Reihe läßt sich noch erweitern mit Bock- und Nesselberg, Taubental und Gänswiesl. Auf die Nähe einer Grube und Pflütze lassen schließen: Grübel-, Beilach-, Gänslach- und Schindergrub-Acker.

Ueber den Gotswegacker kommen wir zu den Flächen, die ehemals von Baum und Strauch beschattet waren. Es sind: Kag- (= Gehege), Birnbaum-, Dechsen-, Dachsen-, Dexenbichl- und Hopfenwiese. Ertragreich in Erbsen war sicher das Erbisackerl. Von der Durchläng machen wir einen Sprung zur Erzenwies, von dort zurück zum Stellwinkl, von hier zum Fellen, zur Tradlweid und Pettenmoos und landen endlich im Bärenmoosgraben. Die Flur aber soll abrunden, die untere Gmoa und das Mohndorf.

Wir müssen nach Beendigung unseres Spazierganges feststellen, wie reich eine einzige Dorfflur an alten Flurnamen ist und daß es wohl wert ist, diese aufzuzeichnen. Hoffentlich findet das Walleshauser Vorbild eifrige Nachahmer.

## Beitrag zur Ortsgeschichte von Hechenwang

In Hechenwang, das bis 1886 zur Pfarrei Eresing gehörte und dann zur neuerrichteten Pfarrei Windach kam, saßen vor Jahrhunderten die „Edlen von Hechenwaach“ (= hoher Anger). Ich lasse nun die Namen dieser Adligen folgen, die in den Archiven ausfindig gemacht werden konnten.

1. Zwischen 1175 und 1188 ist bei einer Gerichtssitzung in Eresing ein Eberhardt v. Hohenwanch als Zeuge genannt. (MB VIII, 439, Oef A Reg. 215 S. 140 f).
2. 1173 ... 1188 (u. d. Z.) Marchward und Bertold von Hoheinmanc, (MB B II, 20, MB VII, 72 f., Oef A Reg. 206 S. 139).
3. 24. Juli 1192 Landsberg a/L. (u. d. Z.) Pertold und Marquard dessen Bruder v. Hohenwanch.
4. 1. April 1223 (u. d. Z.) Marquard v. Hohenwang (MB VIII, 171 f).
5. 1224 ... 1242 (u. d. Z.) Marquard v. Hohenwanch (MB VIII, 144).
6. 1224 ... 1242 (u. d. Z.) Chuonradus v. Hohenwanch (MB VIII, 139 f).
7. 15. Nov.? 17. März 1254 (Kloster Dießen) u. d. Z. Chuonradus v. Hohenwanch und sein Bruder Marquard (MB VIII, 153 f).
8. 21. März 1258 Kloster Dießen (u. d. Z.) Chunradus v. Hohenwanch (MB VIII, 155).
9. 1285 muß Kunigund v. Hechenwang, Gattin des Konrad von Schondorf auf alle Rechte auf Hausen bei Hofhegneberg verzichten. (Kreisarchiv).
10. 1290, 1310 Conradus v. Hohenwange (MB VII 220).
11. 13. Juni (ohne Angabe des Jahres) Conradus v. Hohenwanch (MB VIII 309).
12. 1341 Chonrad Schondorf von Hechenwang (MB VIII 158). Die Tochter des letzten Hechenwangers heiratete einen Schondorfer und somit sind die Adligen von Hechenwang ausgestorben. Wer dann in den Besitz von Hechenwang kam, ist mir unbekannt. —

1300 ist die ganze Ortschaft Hechenwang samt Leuten, Gründen, Wäldern usw. von einem Augsburger Bürger Heinrich dem Tenn und seiner Ehefrau Gertraut an das Kloster Benediktbeuern „umb hundert pfund und

umb acht Pfund Regenspurger pfenig“ verkauft worden. (Teil II S. 87 Nr. 192 des Chronicon Benediktoburanum von P. Karl Meichelbeck). Wann Tenn in den Besitz von Hechenwang kam, ist nicht bekannt, auch nicht der Grund, weshalb er das ganze Dorf verkaufte.

Die Angabe des Jahres 1300 als Jahr des Verkaufs von Hechenwang in dieser Urkunde dürfte unrichtig sein, denn

1. war Hechenwang in diesem Jahr noch im Besitz des sich nach H. nennenden Adelsgeschlechtes (s. Nr. 10 meiner Urkundenauszüge).
2. ist Heinrich Tenn als Zeuge des Verkaufs eines Hofes an der Loisach an das Kloster Benediktbeuren am 24. April 1392 beurkundet (Meichelbeck, Chronicon Benediktoburanum T. II S. 160 Nr. 266).

Die jetzige große Kirche mit dem hohen weithin sichtbaren Spitzturm soll einst von Benediktbeurer Klostermönchen erbaut worden sein?

Im Oberbayr. Kreisarchiv fand ich jedoch:

„Hechenwang gehörte vom 10. 8. 1390 bis 1586 zum Kloster Benediktbeuren. Leider habe ich mir damals den Band nicht notiert.

1739 am 15. Sept. war die Einweihung der Kirche St. Martin in Hechenwang. Dabei wurden auch die Schondorfer Kinder gefirmt (Kreisarchiv).

1822 wütete in Hechenwang ein Riesenbrand, dem die Hälfte des Dorfes (nördl. Häuserreihe) zum Opfer fiel. Die ältesten Leute hörten noch von diesem Brandunglück, aber niemand wußte die Jahreszahl. Beim Veitbauern Hs.-Nr. 8 brach das Feuer aus. Die Magd kochte auf dem damals noch offenen Feuer Kücheln (Schmalznudeln). Das Schmalz wurde zu heiß und kam zum Brennen. Im Nu stand das ganze Haus in Flammen. Ueber dem offenen Feuer war meist eine sog. Kutte und über dieser ging der Kamir. aus, so daß sich der Rauch unter dem ganzen Dach verteilte. Daher die schwarzen wie geräucherten Balken, in welche kein Holzwurm ging. Bei dem furchtbaren Sturm sprang das Feuer auf die Nachbarhäuser über, die vermutlich noch alle mit Stroh- oder Schindeldächern gedeckt waren. Sogar der hohe Kirchturm brannte aus, die Kirche soll erhalten geblieben sein. Die Veitbäuerin lag im Wochenbett und wurde ins Haus gegenüber (Hasenanwesen) getragen. Der Kirchturm soll vor dem Brand ein Doppelzwiebelturm und noch höher als der heutige Spitzturm gewesen sein. Letzterer wurde um die Jahrhundertwende mit Kupferblech gedeckt. Die Hechenwanger Kirche war nämlich vor der Inflation sehr reich. Die Gelder wurden weit über den Bezirk hinaus an Bauernanwesen geliehen. Sehr oft gingen die Zinsen nicht ein und auch oft war das Kapital mitverloren. In den Kirchenrechnungen ist dann meist vermerkt: „Nichts mehr zu bekommen, gestorben und verdorben“.

(Schluß folgt)

## Späte Auszeichnung

Von der Stadt Landsberg nahmen eine Reihe von jungen Leuten an den Kämpfen in den Kriegen von 1790 bis 1812 teil. Erst im Jahre 1849 erhielten diese das Veteranendenkzeichen verliehen. Nach einem Bericht des „Wochenblatt der Stadt Landsberg“ waren dies: Doll Christian, Steigenberger Georg, Sigl Benedikt, Schmid Ignatz, Glück Mathias, Lichtenstern Josef, Wankmüller Ignaz, Guggemos Jakob, Geiger Josef, Sailer Mathias, Finkenzeller Josef, Rothmantel Michael, Boxhammer Georg, Distl Dominikus, Ried Johann, Neumaier Johann, Maier Mathias, Iblher Georg, Hechtl Stefan, Welzmüller Augustin, Jemie Josef.

## An unsere Leser!

Für die Leser, die die „Landsberger Geschichtsblätter“ sammeln, steht das Inhaltsverzeichnis mit farbigem Umschlag für den 38. Jahrgang 1948 zum Preise von 50 Pfg., nach auswärts gegen Voreinsendung von 54 Pfg., in den beiden Geschäftsstellen der **Landsberger Verlagsanstalt Martin Neumeyer**, Museumstr. 14 — Ludwigstr. 166, zur Verfügung.



Illustrierte Monatsschrift und Organ des „Historischen Vereins für Stadt und Bezirk Landsberg a. L.“

Begründet von Studienrat und Stadtarchivar J. J. Schober † Landsberg

Verantwortlicher Schriftleiter:  
Paul Winkelmayr in Landsberg a. L.

Beilage der „Landsberger Nachrichten“

Nachdruck, auch auszugsweise, ohne  
Genehmigung der Schriftlgt. verboten

Nr. 3/4

39. Jahrgang

1949

## Bischof Riegg, ein berühmter Landsberger

Von Adalbert Maier

(Fortsetzung)

Nachdem der Bischof seine ganze Diözese visitiert hatte, wozu natürlich mehrere Jahre notwendig waren, richtete er im Jahre 1832 an alle Diözesanen einen ausführlichen Hirtenbrief, in dem er seine Ermahnungen, Lehren und Wünsche noch einmal zusammenfaßte. Auch an Sr. Majestät berichtete er ausführlich über die gemachten Wahrnehmungen, hiefür wurde ihm am 8. Jan. 1833 eigens des Königliche Wohlgefallen ausgedrückt.

Wir dürfen aber nicht glauben, daß Bischof Riegg jetzt den Wanderstab aus der Hand gelegt hätte. Schon 1834 treffen wir ihn wieder auf einer größeren episkopalen Reise in das Allgäu. Im August begab er sich über Landsberg und Schongau nach Steingaden, Füssen, Pfronzen, Nesselwang, Sonthofen, Oberstdorf und Hindelang. Auf dem weiteren Wege, wo er in Altstätten von den Leuten mit brennenden Kerzen in den Händen um den bischöflichen Segen gebeten wurde, besuchte er neben vielen anderen Orten auch Hiltisau, Balderschwang, Immenstadt, Oberstaufen, Weiler, Röthenbach, Oberreitenaun, Bregenz, Feldkirch, Leutkirch, Legau, Altusried und Kempten. Während dieser Reise spendete er nicht nur an fast 6000 Personen die hl. Firmung, sondern visitierte, predigte und weihte Kirchen und Altäre. Am 5. September kam er über Ober-Günzburg und Kaufbeuren wieder nach Landsberg. Der Grund seines diesmaligen Aufenthaltes in unserer Stadt war ausschließlich kindliche Pietät und schrieb er in sein Direktorium: „Am 5. September 1834, als am fünfzigsten Sterbetag meines Vaters, seinem Andenken einen Denkstein in der Kirche setzen lassen, einem Seel- und Lobamt beigewohnt und dann vor der Versammlung ein paar Worte gesprochen. Abends im Kloster Lechfeld visitiert und um 8 Uhr hierher (nach Augsburg) zurück gekommen. Während der ganzen Reise gutes Wetter, nie einen Staub, weil es immer nachts Gewitterregen hatte.“

Doch unserm Bischofe waren in kirchlichen Angelegenheiten noch größere Reisen vorbehalten.

Im Jahre 1830 war König Ludwig I. zur Wiederherstellung des um Kunst und Wissenschaft hochverdienten Benediktinerordens in Bayern geschritten. Es wurde zuerst das Kloster Metten eröffnet, dann 1834 in Otto-

beuern ein Priorat errichtet, und nun sollte, auf vielfältige Vorstellungen und Bitten hin, auch in Augsburg aus dem ehemaligen Damenstifte St. Stephan eine Abtei des genannten Ordens ins Leben gerufen und den Söhnen des hl. Benedikt die Leitung des Gymnasiums, des Lyzeums und des Studienseminars übertragen werden. Zum Abte wurde Barnabas Huber, ehemals Benediktiner-Konventuale von Ottobeuern, ausersehen, und nun galt es, passende und gelehrte Männer zur Bevölkerung des Klosters, zur Besorgung des Unterrichtes und zur Leitung der Erziehung zu gewinnen. Aber in Bayern waren solche nicht mehr in genügender Zahl vorhanden und so faßte der König den Entschluß, sich nach Oesterreich, wo die Klöster ja nicht aufgehoben worden waren, zu wenden. Bischof Riegg und Abt Huber sollten deshalb dahin reisen und König Ludwig empfahl sie seinem Schwager, dem Kaiser Franz, mit dem Ersuchen, auf die Vorsteher der österreichischen Benediktinerklöster entsprechend einwirken zu wollen. — Der Kaiser, erfreut über die Wiedereinführung der Benediktiner in Bayern, tat alles, um das Werk zu fördern. Er erteilte den Aebten seines Reiches ungesäumt den Auftrag mit Bischof Riegg und Barnabas Huber in Verbindung zu treten und deren Wünschen, soweit nur möglich, entgegen zu kommen. Durch ein eigenes Schreiben (dat. Wien 23. 1. 1835) teilte er dies auch dem Bischofe Riegg mit und setzte bei: „Ich ermächtige Sie daher, mein lieber Bischof, sich vereint mit dem Abte von St. Stephan an die Vörstände dieser meiner Stifte zu wenden, um mit denselben über das Maß der Hilfe, welche diese ohne Nachteil für ihre eigenen Bedürfnisse leisten können, und über die Modalitäten der Ausführung zu einigen. Es wird mir sehr angenehm sein, Sie und den Abt Barnabas persönlich zu empfangen, und bitte ich Sie, in Ihrem Gebete meiner eingedenk zu sein.“ — Leider aber kam es nicht dazu, daß Bischof Riegg bei diesem Monarchen Audienz erhalten sollte, denn Kaiser Franz erkrankte bald darauf und starb bereits am 2. März 1835. Doch auch sein Nachfolger, Kaiser Ferdinand, hegte die gleichen Gesinnungen. In einem an Bischof Riegg gerichteten Schreiben vom 4. April 1835 gab er dieselben gnädigen Versicherungen wie sein verewigter Vorgänger und nun konnten Riegg und Huber sich zur Reise rüsten.

Am 20. April 1835 erteilte der Bischof dem Abte in der Kirche zum hl. Kreuz in Augsburg die feierliche Benediktion in Gegenwart vieler hoher geistlicher und weltlicher Würdenträger und einer ungeheuren Menschenmenge und am 27. April reisten beide nach Mün-

chen ab. Hier wurden sie vom Könige äußerst gnädig empfangen und gab dieser dem Bischofe Briefe an den Kaiser, die Kaiserin-Witwe und an den Kronprinzen Maximilian von Bayern, welcher damals gerade in Wien weilte, mit. Am 30. April kamen die Reisenden nach Altötting, wo sie übernachteten, am 1. Mai nach Passau, vom dortigen Bischofe Karl von Rissabona, einem speziellen Freunde Rieggs, und dem Regierungspräsidenten Ritter von Rudhart herzlichst bewillkommt. Bischof Karl gab ihnen am 3. Mai das Geleite bis Linz, wo sie bei Bischof Gregor Thomas von Ziegler, einem geborenen Bayern, wieder die beste Aufnahme fanden. Am 5. Mai wurde in dem Benediktinerstifte Melk übernachtet, und am 6. Mai, abends 5 Uhr, langten sie in Wien an, wo ihnen im Schottenkloster gastfreundlicher Empfang zu teil wurde. — Am 7. Mai hatte Bischof Riegg Audienz bei dem Reichskanzler Fürsten von Metternich, der ihm seine beste Unterstützung zusicherte. Am 8. Mai machte Riegg dem Kronprinzen Maximilian seine Aufwartung, der sich sehr für die Sache interessierte. Am 11. Mai wurde der Bischof von der Kaiserin-Witwe, einer Schwester König Ludwig I., empfangen, am 13. von Erzherzogin Sophie, einer geb. Prinzessin von Bayern, am 14. von der Kaiserin und dem Erzherzoge Ludwig, am 17. von Erzherzog Franz Karl, am 18. endlich von dem Kaiser selbst. Ueber alle diese Audienzen wie auch über die Reise berichtet Bischof Riegg ausführlich in seinem Direktorium (Jahrg. 1835); es ist aber nicht möglich, hier näher darauf eingehen zu können und nur soviel sei gesagt, daß dem Werke überall die lebhafteste Teilnahme entgegengebracht und beste Unterstützung zugesichert wurde. — Am 22. Mai verließen Bischof Riegg und Abt Huber die Kaiserstadt, um jetzt die einzelnen Benediktinerstifte der Monarchie aufzusuchen und geeignete Männer zu erbitten. — So verlockend es nun auch wäre, eingehendere Mitteilungen hierüber zu machen, so muß doch, in Anbetracht des Raumes, hievon Abstand genommen werden; doch sollen Orts- und Zeitangaben hier kurze Erwähnung finden.

Das erste Kloster, welches Riegg und Huber am 22. Mai 1835 besuchten, war Raygern in der Nähe von Brünn, der Hauptstadt Mährens. Obwohl dies eines der kleinsten Stifte, wurde ihnen hier doch einer der besten und tüchtigsten Klostergeistlichen, P. Benedikt Richter, Rektor und Professor der Philosophie in Brünn, abgelassen. Nach solch vielversprechendem Anfange reisten sie, nachdem sie auch Spielberg und Austerlitz gesehen, am 24. und 25. Mai über Znaim nach Kloster Altenburg, am 27. über Horn, Maißau und Krems nach Göttweig, am 29. über Herzogenburg und St. Pölten nach Melk, am 30. Mai nach Seitenstetten, am 1. Juni nach Kleink und am 2. Juni über Ens mit dem Bischof v. Linz nach St. Florian. Am 3. ging es nach Kremsmünster, am 4. nach Lambach, am 5. über Vöcklabruck nach Mondsee, am 6. nach Salzburg, wo auf einige Tage Erholungsstation gemacht wurde. Am 10. Juni setzten Bischof Riegg und Abt Huber die Reise fort, und zwar über Ischl und Aufsee nach dem großen Stift Admont. (Fortsetzung folgt)

## Beitrag zur Ortsgeschichte von Hechenwang

(Schluß)

1875 brannte in Dettenschwang die Kirche nieder. Die Dettenschwanger baten nun die Hechenwanger, auf ihre reiche Kirche deutend, sie möchten doch die Altäre zur neuen Kirche stiften. Die Hechenwanger glaubten recht schlau vorzugehen und stifteten der neuen Kirche ihre schönen alten Altäre und schafften sich neue an, die nicht mehr als eine Schreinerarbeit sind.

Um das Dorf Hechenwang führte früher eine geschlossene lebende Hecke. Alle Anwesen mit Gärten waren innerhalb dieser Einfriedung. Nur die Säge stand außerhalb an der Schweinach. Bei Prozessionen, die um diese Hecke führten, ging es sehr hoch her. Alle Fahnen, Laternen, Kreuze usw. wurden mitgetragen, denn alle Mitwirkenden, auch der Kirchenchor, wurden gut bezahlt. Trotzdem konnten die Zinsen nicht aufgebracht werden.

Hechenwang gehörte, wie am Anfang erwähnt, bis 1886 zur Pfarrei Eresing, dagegen Oberwindach, Steinebach und Dürrhansl nach Schondorf. Nun kamen Hechenwang, Oberwindach, Steinebach und Dürrhansl zur neuen Pfarrei Windach. Die alten Hechenwanger wollten behaupten, die 12 Apostel in der Eresinger Kirche seien von den Eresingern aus der Kirche Hechenwang angeeignet worden. Wer weiß es? Tatsächlich stecken in der Kirchenwand von Hechenwang noch die Haken zu den Apostelkonsolen.

Das Gewerbe war in Hechenwang stets wenig vertreten. 1 Säge (Hs.-Nr. 16), 1 Ziegelei (Hs.-Nr. 20), 1 Schmiede (Hs.-Nr. 1), 2 Wirtschaften (Hs.-Nr. 14 und 4) und 1 Rechenmacher mit Krämerei (Hs.-Nr. 6) war alles. Die Schmiede (Hs.-Nr. 1) ist schon 1583—89 erwähnt. Der Schmied Augustin Augustin, manchmal auch Augustin Ogestein, war öfter als Unterzeichner vertreten. Der letzte Schmied Heumos kam aus Unterfinning, verkaufte um 1900, worauf dies Handwerk einging. Fast um die gleiche Zeit verfiel die Konzession der 2. Wirtschaft (Hs.-Nr. 4). Die Rechenmacherei wird seit ein paar Jahrzehnten nicht mehr betrieben.

Nach dem letzten Krieg, etwa 1946, richtete Gottfried Winter bei der Ziegelei Bader, unweit der Station Greifenberg, eine gutgehende Zementdachplattenfabrik ein.

### Hausnamen und die Burg von Hechenwang.

Beim „Weber“ Hs.-Nr. 12 mag von einem Martin Weber, einem Schiedsmann des Klosters Benediktbeuren, welcher zwischen 1521 und 1538 hier ansässig war, herühren. 1594 ein Hans, folgend ein Christoff Weber.

Beim „Schweinabauer“ (nicht Schweinebauer) Nr. 9 kommt von dem hinter dem Hof vorbeifließenden Bach, der Schweinach, im Dialekt Schweina.

Beim „Klosbauer“ (nicht Klasbauer) Nr. 5 kommt vermutlich von einer vor Jahrhunderten beim Hof befindlichen Klaus. Eine solche ist auch in einem alten Gedicht aus Hechenwang, welches in den Landsberger Geschichtsblättern Nr. 7. Jahrgang 21, veröffentlicht wurde, erwähnt. Der Klosbauer ist ganz bei der Kirche auf der höchsten Stelle des Ortes. Auf der Nordseite des Hauses im Obstgarten stand die einstige kleine Burg der „Edlen von Hechenwang“. Diese Burgstelle habe ich 1940 auffindig gemacht. Der Burggraben ist ziemlich eingeebnet, aber doch noch gut erkennbar. Ein Beamter vom Verein für Denkmalspflege, Herr Wünsch, bestätigte die Burgstelle und machte sich vom Burgwall eine Skizze. Bei dieser Gelegenheit holte ich den Besitzer Kindl herbei. Dieser sagte, an dieser Stelle wollte er mal einen Baum pflanzen, kam aber auf eine starke Mauer und mußte ihn abseits setzen. Aus oben genannten Gründen vermute ich im Klosbauernhof den ehemaligen Urhof der Siedlung. Das Feld nördlich dieses Gartens ist im Katasterplan als Klausenfeld bezeichnet, im Dialekt Klosfeld gesprochen.

Auf der Stelle, wo jetzt im Wirtshof die Linde steht, war vor Errichtung der Wasserleitung nach 1900, der tiefe Pumpbrunnen. Dieser wurde nicht zugefüllt, sondern mit einer starken Betonplatte überdeckt und die Linde darauf gepflanzt.

Der Name des Schweinachbaches ist wohl von den vielen Wildschweinen abgeleitet, welche in alter Zeit hier massenhaft aufgetreten sein sollen. (Siehe das alte erwähnte Gedicht Nr. 7 Jahrgang 21 der Landsberger Geschichtsblätter).

### Bürgermeister in Hechenwang

Meine Steuerbücher gehen zurück bis 1735. Die ältesten Steuerzahlungen sind darin wohl quittiert, aber nicht unterzeichnet. 1822/23 unterschrieb ein Baader, 1823 ein Michel Kummer, 1831/32 ein Philipp Waller, 1837 ein Hirschauer, Vorsteher (Hs.-Nr. 11), 1837/38 ein Michl, Vorsteher, 1865/66 ein Hirschvogel, Vorsteher (Hs.-Nr. 5 Klosbauer), 1867 ein Hirschauer, Vorsteher (Hs.-Nr. 11). Ob obige Unterzeichner Bürgermeister waren, ist nicht klar zu erkennen. 1870 ein Jorum Bürgermeister (Hs.-Nr. 3), 1876 ein Gerum Bürgermeister (Schmiede Hs.-Nr. 1), 1886 Seb. Klas Bürgermeister (Hs.-Nr. 5, Klosbauer) bis 1925, dann Hirschauer Gg. (Hs.-Nr. 4) bis 1945, dann Martin Graf (Hs.-Nr. 33).

1938 erhielt das Baugeschäft Reislehner, Schondorf, die uralte Kapelle an der Römerstraße in Achselschwang zum Abbruch. Wer den Befehl gab, ist mir nicht bekannt. Man hörte wegen unübersichtlicher Führung der Distriktsstraße. Diese Kapelle und die in Unterschondorf sollen die ältesten Kirchen des Bezirks gewesen sein. Ich meldete diesen Abbruch sofort dem Histor. Verein in Landsberg, aber dieses Naturdenkmal war leider weg. Im gleichen Jahre brach Anton Menzinger (Säge) in Hechenwang seine Kapelle ab.

Michael Klas II.

## Welfenburgen am Lech

Eine geschichtliche Studie aus dem Gebiet des Lechrains  
Von Sebastian Wolf

Gleich dem Geschlecht der Wittelsbacher reicht das der Welfen in die Zeit zurück, da Alemannen und Bayern in Süddeutschland Fuß faßten (um 500 n. Chr.). Zur Zeit der Karolinger (Welf I ist ein Zeitgenosse Karls des Großen) sitzen die Welfen als Grafen von Altdorf (heutige Stadt Weingarten) bei Ravensburg mitten in Schwaben, aber ihre Besitzungen reichen bis in den bayerischen Augstgau hinüber ans rechte Lechufer.

Der Lechrain ist altes Welfenland. Wir können bis 800 Jahre zurück die Welfen als Grafen im Lechrain verfolgen. Ueber die Belehnung der Welfen mit dem Land am Lechrain erzählt die Sage:

Heinrich Welf (gest. 975) erhielt vom Kaiser so viel Land versprochen, als er an einem Tag mit dem Pflug umziehen konnte. Da ließ sich der Welf einen kleinen goldenen Pflug anfertigen, steckte diesen zu sich und umritt auf einem insgeheim bereitgehaltenen Pferd im schnellsten Lauf eine ungeheure Strecke Landes, das er trotz der Täuschung des Kaisers zugesprochen erhielt.<sup>1)</sup>

Machthungrig traten die Welfen im 10. und 11. Jahrhundert in das hellere Licht der Geschichte. Welf IV. wird 1070 mit dem Herzogtum Bayern belehnt und führt als Herzog von Bayern fortan den Namen Welf I. Er gründete im Jahre 1074 das Kloster Rottenbuch (Raitenbuch ist der alte Name, die Buchensiedlung).

Dieser Welf I. hat bei allem Hin und Her seines Lebens an der Liebe zu seiner schwäbisch-bayerischen Heimat festgehalten. Er erbaut sich eine neue Burg in seinem alten Stammland, im Lechrain. Es war der Hügel bei Peiting<sup>2)</sup>, noch heute der Schloßberg genannt, den er sich für seine Burg erwählte. Inmitten der Besitzungen im Lechrain gelegen, bot sich der Schloßberg durch seine Kegelform und seine gleichmäßigen Abhänge als sehr geeignet für eine mittelalterliche Burgenanlage dar. Die Lage der Burg dicht an der Hauptstraße, die aus seinem Land über den Fernpaß und Brenner nach Italien führte, war äußerst günstig. Eine leichte Mulde zeigt noch heute an, wo der Eingang zur Burg gewesen sein muß, der in die inneren Höfe der Burg mit dem Bergfried, dem Ritterhaus und der Kemenate (Frauenhaus) führte. Ganz deutlich sind auch heute noch die Wälle und Gräben der Burg zu verfolgen.

Uralte Vergangenheit verknüpft sich mit dieser Stätte, auf der einst das stolze Welfenschloß stand. Die Straße, die über den Sattel zwischen Schloßberg und Kalvarienberg von Schongau nach Peiting zieht, sind einst die Herzöge mit ihren Rittern und Reitsigen hinaufgeritten. Dasselbe wundervolle Landschaftsbild mit der Gipfelreihe vom Wendelstein bis weit ins Allgäu hinein und dem lieblich grünen Vorgebirgsland, das sich uns auf dem Schloßberg bietet, hat die Welfenherzöge vor 800 Jahren entzückt wie uns heute, wenn sie auf ihrer Burg standen und in die Ferne schauten.

Welf V. regierte als Herzog Welf II. von Bayern von 1101—1120. Auch er hielt in Peiting Hof, zeitweise auch

1) Mit dieser Sage hängt eine alte Landsberger Ueberlieferung zusammen, die sich mit dem heutigen Schloßberg verknüpft. Sie weiß uns zu berichten, daß auf dem Schloßberg mit dem Hunneneinfall ein goldener Pflug begraben wurde. Dieser Pflug kann wohl mit jener Darstellung über die Belehnung des Welfen Heinrich mit dem Lechrain in Verbindung gebracht werden. Heinrich führte seitdem den Beinamen „Heinrich mit dem goldenen Pflug“.

2) Peiting (Bitengou, Peitingau) ist eine alemannische Siedlung aus der Zeit Bonifatius.

in der Burg Kaufering bei Landsberg. Die Kauferinger Burg stand auf dem Burgsel gegenüber dem Kirchberg.<sup>3)</sup> Die Burg hat zur Zeit der Welfen manch rauschendes Fest, manch kunstvolles Kampfspiel gesehen und manchen des Lautenspiels kundigen Ritter beherbergt. Unterhalb des Welfenschlosses zog die Salzstraße über den Lech, bis Heinrich der Löwe 1158 den Lechübergang nach Landsberg verlegen ließ.<sup>4)</sup>

Eng verknüpft ist der Name der Welfen auch mit dem ehemaligen Landsberger Schloß, dessen Gründung schon im frühen Mittelalter durch die Dienstmannen der Welfen aus dem Geschlecht der Pfetten erfolgt war. Die Burg, die nach dem Adelsgeschlecht der Pfetten den Namen Pfettenburg führte, war ursprünglich einfacher Bauart und diente der Sicherung der Grenze gegen Schwaben. Der Bayernherzog Heinrich der Löwe (1129 bis 1195), der bedeutendste Welf, ließ zum Schutze seiner von Kaufering nach Landsberg verlegten Salzstraße 1162 eine groß angelegte Befestigung „Landespurch“ auf dem heutigen Schloßberg erbauen, die das bisher dort befindliche Kastell der Phetine in sich aufnahm. Aus der Vereinigung der alten Phetenburg mit der Anlage Heinrichs des Löwen erwuchs das ausgedehnte Schloßgebäude, das bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts bestanden hatte.

Auf Welf II. folgten Heinrich IX., der Schwarze (1120—1126) und Heinrich X., der Stolze (1126—1138), der Vater Heinrichs des Löwen, als Herzöge von Bayern. Der zweite Sohn Heinrichs des Schwarzen, Welf VI., folgte nach des Vaters Willen als selbständiger Graf des Lechrains. Unter Welf VI., den der Kaiser als Herzog von Spoleto mit den alten welfischen Erblanden in Italien belehnte, reichte die Macht der Welfen von Nord- und Ostsee (Lübeck) bis ans Mittelländische Meer und weit hinunter nach Mittelitalien. Zum Herzogtum Welf VI. gehörten sogar die Inseln Korsika und Sardinien.

Dieser Welf VI. ist eine interessante Persönlichkeit, unternehmungslustig, lebendig und vielseitig, aber voller Unruhe und Unbeständigkeit. In zahlreiche Kriegshändel verwickelt, verlief sein ganzes Leben voller Unrast. Aber die Burg zu Peiting scheint ihm eine Art Asyl gewesen zu sein. Dort, wo er seine Jugend verbracht hatte, ist sein Lieblingsaufenthalt. Auf seiner Burg zu Peiting verlebte Welf VI. (Welf von Peiting genannt) seine glücklichsten Jahre an der Seite seiner jungen Gattin Uta, Pfalzgräfin vom Rhein, die ihm hier den einzigen Sohn, Welf VII., schenkte. Hier nahm Welf VI. in der Christnacht 1146 das Kreuz. Vor dem Aufbruch zum Kreuzzug im Frühjahr 1147 stiftete er als Bitte um gutes Gelingen und glückliche Heimkehr das Kloster Steingaden.<sup>5)</sup> Auf der Burg zu Peiting bewirtete Welf VI. den aus Italien zurückkehrenden Kaiser Friedrich Barbarossa auf glänzendste bei mehrtätigem Fest.

Dieser Welf VI. setzte seinen einzigen Sohn Welf VII. als Mitregenten über den Lechrain ein. Der junge Welf wollte seiner Stellung das entsprechende Ansehen geben und baute sich eine neue Burg der Peitinger gegenüber auf dem Hügel bei Altenstadt, der heute noch Burglberg heißt. Daß dieser Punkt günstig gelegen war, hatten schon die Römer erkannt. Sie hatten darauf einen Turm zur Sicherung der Straße erbaut, der berühmten Claudia Augusta, der Verbindungslinie zwischen Augsburg und Oberitalien. Die heutige Stadt Schongau bestand noch nicht, Altenstadt führte deren Namen.

(Fortsetzung folgt)

3) Nach anderer Darstellung (Siehe M. Weber, Beitrag zu Landsbergs Entstehungsgeschichte, Landsb. Gesch.Bl. 1935 S. 15/16) soll die alte Burg der Welfen auf der Höhe von Haltenberg gestanden und in Kaufering nur eine Hofmark gewesen sein.

4) Weber vertritt in dem bereits angeführten Beitrag zu Landsbergs Entstehungsgeschichte die Auffassung, daß die alte Ueberfahrt über den Lech (Salzstraße) ebenfalls wie die Welfenburg bei Haltenberg zu suchen sei. Rieger hält die erwähnte Straßenverlegung überhaupt als unwahrscheinlich und vertritt die Meinung, die Salzstraße müsse seit ihrem Bestehen über Landsberg geführt haben (Landsb. Gesch.Bl. 1932 S. 27).

5) Die Welfenstiftung Steingaden hatte viel Ungemach zu erleiden: Brand im Jahre 1402; Ueberfall und Zerstörung bis auf die Grundmauern durch schwäbische Bauern im Bauernkrieg 1525; im Jahre 1646 Plünderung und Einäscherung der Abtei durch die Schweden.

## Osterbräuche der alten Heimat (Bärner Ländchen)

### Palmenweihe

Am Palmsonntag ließen wir Zweige der gelbrindigen Weide (*Salix*), allgemein Polma geheißten, in der Kirche weihen. Die Zweige wurden mit bunten Bändern zusammengebunden und von Kindern oder Mägden in die Kirche getragen und, je nach Ortsbrauch, auf die Kommunionbank gelegt oder in den Händen gehalten. An der Größe des Straußes und vor allem an den wertvollen alten Bändern ersah man den Reichtum des Besitzers. Zuhause wurden 3 geweihte Miezen (Kätzchen) gegessen, weil sie gegen Halskrankheiten schützen.

Am Charsamstag verbrannten wir die alten, vorjährigen Zweige und steckten frische hinter das Stubenkreuz und nagelten sie an die Stalltüre und an das Scheuertor gegen Blitzschlag.

Aus dem Besatz der Weidenzweige mit Kätzchen schlossen wir auf die Roggenernte: vollbesetzte Zweige zeigten eine volle, schlecht besetzte auf eine lückenhafte Roggenähre an.

### Klapperjungen

„Am Gründonnerstag fliegen die Glocken nach Rom“ hieß es „und kehren erst am Charsamstage wieder“. Während deren Abwesenheit wurden die Tageszeiten und die Andachten durch Klappern angezeigt. Die Klapperjungen fanden sich bei der Kirche ein; die reicheren mit dem „Rumpelkasten“, einem viereckigen Holzkasten, auf dem federnde Hämmer befestigt sind, die durch eine Nockenwelle gespannt und beim Drehen der Kurbel abwechselnd auf die Kastendecke schlagen; andere mit ihrer Klapper und die jüngsten mit ihrer Schnarre (Ratsche). Nachdem beim Kirchenkreuze der Englische Gruß gebetet worden war, ordnete der älteste Junge den Zug: voran die Rumpelkästen nach der Größe, in der Mitte, nach der Zahl der Hämmer, die Klappern, und zum Schlusse die Schnarren. Pünktlich zur Läutezeit wurde losmarschiert und durch das ganze Dorf gezogen. Mittags und abends war der Zug lang und der Lärm groß, morgens aber nur klein und schwach.

### Kreuzelstecken

Das am Charsamstag geweihte Fichten- oder Lindenhholz sägten wir in kurze Stücke, spalteten es zu dünnen Spänen und steckten sie zu Spankreuzen, einfache oder doppelte, zusammen. Noch am Abend wurden sie mit einem Palmzweige an die Stalltüre und an das Scheuertor genagelt, und in der kommenden Nacht — aber noch vor Sonnenaufgang — steckten wir Kreuze und Zweige in die Wintersaat, damit sie vor Hagel und Blitz geschützt sei. In jede Ecke des Saatfeldes kam eines, drei Schritte vom Feldrain entfernt.

Am Ostermorgen macht, so sagten wir immer, die Sonne drei Freudensprünge.

### Schmeckostern

Schon Wochen vor den Ostertagen besorgten sich die Jungen ein „Schmeckosterstaberla“, eine Haselgerte oder beim Kaufmann einen Rohrstock. Am Ostermontag früh morgens gingen sie einzeln oder in Gruppen von Haus zu Haus und klopfen die Frauen und Mädchen aus. Sie sagten:

„Gelobt sei Jesus Christus,  
em na Schmeckostertog“

und sprachen das Sprüchlein:

„Maidla, lot eich peitschen,  
doß eich nie die Flöhe beißen;  
em a Ei, oder zwei,  
em a Steckla Schöiderbrut“

oder

„Fröhliche Ostern,  
wir kommen schmeckostern,  
wir werden uns erlauben,  
die Flöh' auszustauben.“

Dafür erhielten sie gefärbte Eier, Kuchen, Süßigkeiten und Geld. Blieb ihnen aber, was selten vorkam, einmal eine Türe verschlossen, dann riefen sie:

„Kälberfuß und Ziegenhäut,  
ei dan Haus hots geizige Leit.“

Ergötzlich war es, zuzusehen, wenn sich die Jungen trafen, bei einer Hausecke oder einer Zaunecke niederhockten, ihre Schätze zeigten und verglichen, und dann mit Eifer ins nächste Haus weiter liefen.

Aber auch die ledigen Burschen gingen in aller Frühe mit einem großen Rutenkorbe (Spreukorb), den sie mit einer Stange auf der Schulter trugen, zu den Mädchen schmeckostern. Sie erhielten Schöiderbrut (Schulter, Brot), große runde Kuchen aus Weizenmehl mit Pflaumen und Rosinen und eingebackenes mageres Fleisch (Schinken). Diese Gaben verzehrten sie am Nachmittag beim Ostertanz. In letzter Zeit gingen die Burschen nur mehr mit der Osterrute und erhielten Eier und Schnaps. Es galt als Ehre, ausschmeckkostert zu werden.

Osterdienstag durften dafür die Mädel die Burschen „waschen“. Sie schlichen sich an die noch schlafenden Burschen heran und fuhren ihnen mit einem nassen Tuche über das Gesicht. Für alle Fälle nahmen sie noch einen Topf kalten Wassers mit, damit sie, wenn der Bursche vorzeitig erwacht und das nasse Tuch entreißen will, sich des Angreifers erwehren und das Weite suchen können. Es galt als Schande, vom Burschen gewaschen zu werden.

### Andere Bräuche

Am Charsamstag wurden, während die Glocken zum Gloria läuteten, die Obstbäume geschüttelt, damit sie viel Obst trügen.

Während der Auferstehungsfeier wurde mit Mörsern geschossen, daß es nur so böllerte. Anschließend knallten die ganze Nacht hindurch Gewehr- und Pistolenschüsse. Die Schuljungen machten sich eine „Schlüsselbüchse“ und schossen mit. Dies ist ein großer Hohl Schlüssel, in dem hinter dem Ring ein Loch gefeilt wird. Sie wird mit Pulver geladen und mit einem Zündholz beim Loch angezündet. Heute war das Schießen ein Freudenschießen; ehemals galt es, die bösen Geister zu vertreiben und ihre Zauberkraft zu schwächen.

Frisch gelegte Eier wurden zu Ostern mit Zwiebelchalen braun und mit Wintersaat grün gefärbt und verschenkt.

Am Ostersonntag früh holte die Mutter oder eine Magd Bachwasser. Sie mußte es verkehrt, mit dem Strome, einschöpfen und durfte während des Weges kein Wort sprechen. Damit wuschen sich die Leute das Gesicht und vor allem die Augen. Es stärkt und schützt vor Augenkrankheiten.

### Maisingen

Der 3. Sonntag (Lätare) vor Ostern war der Maisonntag. An ihm gingen die kleinen Mädchen „Maisingen“. Jedes trug einen „Mai“, einen kleinen, mit vielen bunten Papierbändern und rosengeschmückten Tannenwipfel, dessen oberster Astquirl mit dem Leitzweige zu einer Krone zusammengebunden war, und dessen übrigen Aeste entfernt worden waren. Frühmorgens zogen die „Maimaidla“ von Haus zu Haus, stellten sich im Vorhaus zu einem Kreise und sangen:

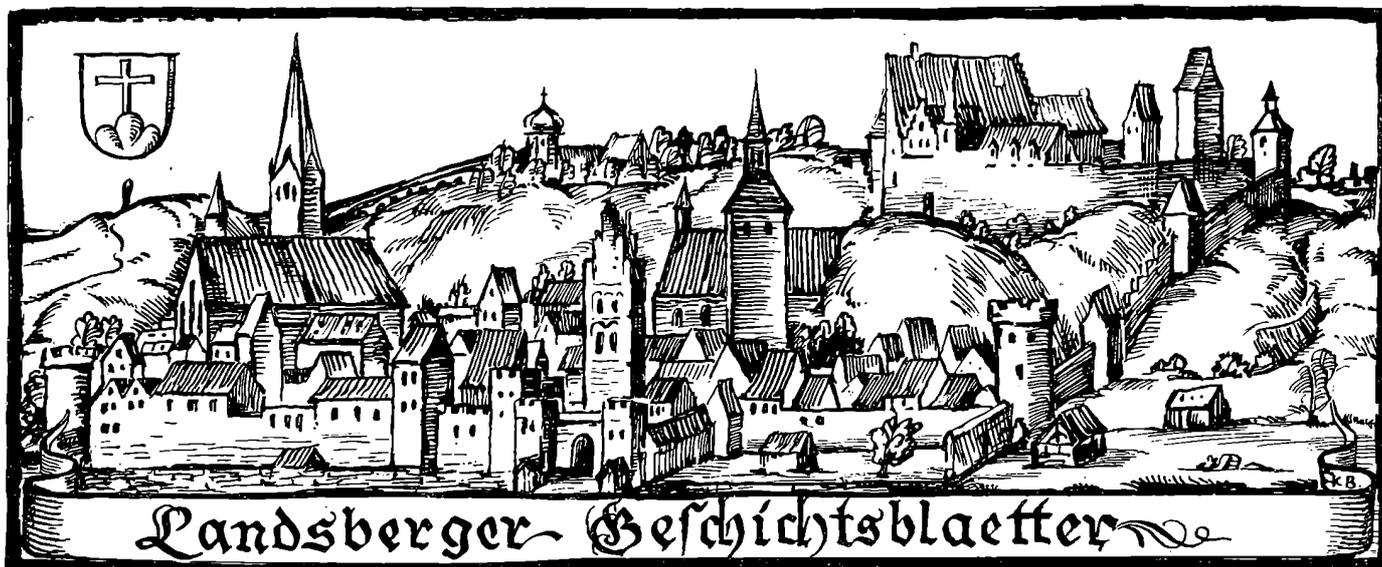
„Wos breng br eich?  
Na Summer un na Mai,  
dr Blümla vielerlei.  
Wos hot dr lieba Gott gesät,  
zu seiner lieba Fra?  
Der Hert es schen,  
de Fra es wie a Engel.“

Kleina Feschla schwimma of'n Teichla,  
ruta Rösle wochsn of'n Streichla,  
gala Leleche (gelbe Lilien) wochsn of'n Stengel,  
dr Herr es schen,  
de Fra es wie a Engel.“

Ich wünsch na Herrn an gedeckten Tesch,  
of jeder Eck an Karpfenfesch,  
ei dr Mett a Glos mit Wein,  
assen und trinken und fröhlich sein.“

Für diese Botschaft und Wünsche wurden die Mädel mit Kuchen, Süßigkeiten und Geld beschenkt.

R. Richter



Illustrierte Monatsschrift und Organ des „Historischen Vereins für Stadt und Bezirk Landsberg a. L.“

Begründet von Studienrat und Stadtarchivar J. J. Schober † Landsberg

Verantwortlicher Schriftleiter:  
Paul Winkelmayr in Landsberg a. L.

Beilage der „Landsberger Nachrichten“

Nachdruck, auch auszugsweise, ohne  
Genehmigung der Schriftlfg. verboten

Nr. 5

39. Jahrgang

1949

## Bischof Riegg, ein berühmter Landsberger

Von Adalbert Maier

(Fortsetzung)

Dann ging es am 12. Juni über die hohen Tauern nach Judenburg, am 13. nach St. Lambrecht, am 15. über Volkermarkt nach St. Paul, am 16. nach St. Andre und wieder zurück, am 17. nach Klagenfurt, wo sie den Bischof v. Gurk trafen, am 18. nach Villach, am 19. „durch grausichte Bergklüfte“ nach Lienz und am 20. nach Brixen. Das vorgesteckte Ziel war damit erreicht und nun wurde — nachdem noch von Bozen aus ein Abstecher nach Trient gemacht worden war, über Meran (25. Juni), Marienberg, Landeck und Stams die Rückfahrt nach Bayern genommen. Am 27. kamen die Reisenden über Zirl nach Mittenwald, am 28. über Söchering, wo der Bischof noch um 12 Uhr die Messe las, und Weilheim nach Leutstetten. Hier hielten sie sich bei dem Minister Fürst Wallerstein 2 Tage auf und trafen dann am 1. Juli über Seefeld, Inning, Dinzelbach und Merching abends 10¼ Uhr wieder in Augsburg ein.

Wir müssen geradezu staunen, daß Bischof Riegg, der damals schon 68 Jahre zählte, nicht nur die Beschwerden einer so langen und bei den damaligen Verkehrsverhältnissen doppelt anstrengenden Reise gut überstand, sondern bereits am 21. Juli neuerdings, dem Wunsche des Königs entsprechend, mit Abt Huber die Diözese verließ, um auch in der Schweiz tüchtige Männer zu gewinnen. Der Weg führte über Babenhausen nach Zeil, dann am 22. Juli über Wangen und Bregenz nach Feldkirch, am 23. über Vaduz und den Rhein nach Ragatz und Pfeffers. Hier gebrauchte der Bischof am 24. das Bad, und nun wurde am gleichen Tage die Reise fortgesetzt über Sargans nach Wallerstadt, am 25. über den See nach Wessen, dann nach Lachen und Kloster Einsiedeln. Am 28. trat zur Arbeit auch das Vergnügen, denn es wurde zu Pferd ein Ausflug auf den Rigi unternommen und hier genächtigt. Am 29. ging es nach prächtigem Ausblick über Küßnacht nach Luzern, am 30. über Langenau nach Freiburg, am 2. August über Murten nach Nidau, am 3. über Biel nach Basel, am 4. über Rheinfelden, Säckingen und Waldshut nach Schaffhausen, am 5. über Singen, Stockach und Pfullendorf nach Saulgau, am 6. August über Biberach, Ochsenhausen und Babenhausen wieder nach Augsburg zurück.

Aber nicht vergebens waren diese Reisemühen gewesen. Ausgezeichnete Männer waren für Augsburg gewonnen worden, und nun, da alle Vorbereitungen getroffen und die päpstliche Genehmigung eingeholt sowie die Gebäude des ehemaligen Damenstifts dem neuen Zwecke entsprechend hergestellt waren, füllten sich die Räume des Klosters in den ersten Tagen des Monats Oktober 1835 mit Benediktinern aus Bayern, Oesterreich und der Schweiz, und am 5. November 1835 wurde die neue Abtei in sehr feierlicher Weise eröffnet. Unter den Anwesenden befanden sich der Staatsminister Fürst von Oettingen-Wallerstein, Oberkirchenrat Deutinger, Oberstudien-Rat v. Mehrlein und der ehrwürdige Abt Cölestin Königsdorfer von Donauwörth. Der Minister, der im Auftrage des Königs die Eidesleistung der Ordensmitglieder abnahm, übergab dem Stifte eine Königliche Schenkung von 46 000 Gulden als Kapitalgrundstock und 10 000 Gulden zur Erwerbung des anstoßenden Sabadinischen Hauses mit Garten, um hier ein Pensionat errichten zu können. Zugleich überwies er ihm auch die Leitung der katholischen Studienanstalt, des Lyzeums und des Seminars. Was uns aber bei diesem feierlichen Akte am meisten interessiert, ist, daß der Minister ein Schreiben öffentlich verlas, welches der König eigens zu diesem Zwecke an den Bischof gerichtet hatte, und durch welches uns so recht die Verdienste Rieggs und deren Allerhöchste Würdigung vor Augen geführt werden. Es sei deshalb gestattet, einige Stellen daraus hier anzuführen.

„Herr Bischof von Riegg! In dem mir so freudigen Augenblicke, da die Verfassung meines Reichs auch bezüglich des Artikels VII einem würdigem Vollzuge entgegenreift, kann ich unmöglich des Ergebnisses meiner Bemühungen gedenken ohne zugleich an jene Verdienste erinnert zu werden, welche Sie, wie überhaupt, so auch namentlich bei diesem Anlasse um Thron und Vaterland sich zu erwerben wußten. Nächst der Mitwirkung der kaiserlichen Majestät danke ich dies Werk vorzüglich Ihrem einsichtsvollen Wirken und Ihrer aufopfernden Hingebung. Es ist mir deshalb ein wahres Bedürfnis, Ihnen, mein lieber Herr Bischof, öffentlich meine innigste Zufriedenheit und meinen herzlichsten Dank auszudrücken. Sie, der Sie über meines teuren, ewig unvergeßlichen Vaters Lebensabend so reichen Trost und eine so unverkennbare Segensfülle zu ergießen wußten, der Sie den Sohn seit seiner Thronbesteigung schon in so mancher wichtigen Aufgabe treu mitwirkend unterstütz-

ten, Sie bedürfen nicht erst der wiederholten Versicherung Königlichen Wohlwollens, um zu wissen, wie wert Sie mir sind, wie gerne ich mich nenne Ihren wohlge- wogenen König Ludwig." So ehrte Bayerns größter Kö- nig Landsbergs größten Sohn!

Dieser glänzende Ausdruck königlicher Huld, die hohe Wertschätzung des Hl. Vaters, all der Ruhm einer ausgezeichneten oberhirtlichen Wirksamkeit — sie wa- ren wie der scheidende Sonnenstrahl, der noch einmal mit voller Inbrunst die Erde umfängt und im Sterben seine ganze Glut auszuleben scheint.

(Fortsetzung folgt)

## Welfenburgen am Lech

Von Sebastian Wolf

(Schluß)

Von dem einen Burghügel konnte man zum anderen fast hinüberwinken. Dasselbe Bergkette schloß wie dort den Horizont ab, dasselbe grüne Hügelland lag ringsum. Auch sonst war die Schongauer Burg das kleinere Ab- bild der Peitinger. Wie auf dem Peitinger Schloßberg verlaufen auch hier Wallanlagen um die Hügelkuppe. Noch vermeint man hier Vorburg und Hochburg zu un- terscheiden.

Den jungen Welf litt es nicht in der Heimat. Auch ihn packte der deutsche Wandertrieb nach dem Süden. 1166 gingen Vater und Sohn nach Italien. Der junge Welf blieb diesmal als Sachwalter in Italien. Den Alten erfaßte die Sehnsucht nach der Heimat. Und kaum war er wieder dort, da traf ihn die Nachricht, daß sein Sohn in Siena 1167 einem töckischen Fieber (wahrscheinlich der Pest) erlegen sei.

Alle Hoffnungen, alle Pläne des Vaters stürzten damit zusammen. Die innere Ruhelosigkeit trieb ihn von den rauschenden Festen, die Peiting bisher gesehen hatte, weg zur Einsamkeit und Buße am Sarge des Sohnes zu Steingaden. Mit vollen Händen gab er das Geld für fromme Zwecke aus. Wohltätigkeit und Bauen von Kir- chen und Klöstern sollten ihm zum Frieden verhelfen. In jener Zeit legte er den Grundstein zur Altenstädter Basilika. Seine Frömmigkeit war sprichwörtlich gewor- den. Schon 1174 hatte er Friedrich I. seine italienischen Erblande gegen Geld abgetreten und ein Jahr später die deutschen verschrieben. Was sollte ihm noch Macht und irdischer Besitz? Sein einziger Sohn war ja tot.

Am 15. Dezember 1191 schloß Welf VI. die Augen. Er liegt mit seinem Sohn Welf VII. in der Klosterkirche von Steingaden begraben. Walter von der Vogelweide nannte ihn den „milten“ Welf und lobte ihn aufrichtig: „des lop was ganz, ez ist nach tode guot.“ Die Steinplatte über den Gräbern der beiden Welfen trägt die Inschrift:

„Unter diesen Steinen liegen Edelsteine gebor- gen: die durchlauchtsten und mächtigsten Fürsten von Bayern und Spolete, Welf VI., der Vater, und dem Vater an Frömmigkeit gleich, der Sohn von Bayern und Spoleto, Welf VI., der Vater, und werden die Steine dieses von ihnen im Jahre 1147 gegründeten Stiftes, in dessen Schoß sie hier ruhen.“

Noch von einem anderen Schloß der Welfen im Lech- rain, das nach alten Berichten über alle Maßen herrlich gewesen sein muß, geht die Kunde. Gunzenlech (Gunzile, Concio legionum) hat die Burg geheißt, deren Name heute schon vergessen ist. Auch hier feierte Welf VI. zu seinen Lebzeiten seine prunkvollen Feste Barbarossa und Otto von Wittelsbach waren hier gerne zu Gast. Heute aber weiß niemand mehr genau, wo diese Burg gestanden haben mag. Nur nahe bei Augsburg muß sie gewesen sein und ebenso dicht am Lech, wie ja schon der Name besagt. Also dort wohl, wo oberhalb Augs- burg der Lech sich weitet.<sup>6)</sup> Doch die ganze Herrlichkeit war auf trügerischen Grund gebaut und als der Fluß ein- mal ins Wüten kam, hat er alles mitgenommen, die Grundmauern tief unter seinem Sand begraben, nicht die Spur von dem glänzenden Schloß hinterlassen. Nichts als der Name ist uns geblieben.

6) Nach Dellinger soll die Burg bei Mering gestanden sein.

Auch die Welfenburgen bei Peiting und Altenstadt, und die Kauferinger Burg waren im Laufe der Jahr- hunderte dem Verfall preisgegeben. Nach dem Tode Welf VI. fielen alle Güter in Schwaben und im Lechrain, der 400 Jahre im welfischen Besitz war, an die Hohen- staufen. Nun saßen die Vögte der Staufer in Peiting; in Altenstadt siedelten sich die Tempelherren an. Konradin, der letzte Hohenstaufe, der 1268 auf dem Marktplatz zu Neapel hingerichtet wurde, soll sich auf seinem Todes- zug nach Italien längere Zeit auf der Burg in Peiting aufgehalten haben. Nach dem Untergang der Hohen- staufen erwarben die Wittelsbacher durch Erbschaft den Lechrain zu Bayern zurück. Die einst so stolzen und prächtigen Burgen standen leer und waren dem Unter- gang geweiht. Die Kauferinger Burg zerfiel bereits im 12. Jahrhundert. Die Altenstädter war im 15. Jahrhundert eine Ruine geworden. Die Peitinger stürzte im Jahre 1348 bei einem Erdbeben<sup>7)</sup> zum Teil ein, den Rest ver- nichteten die Schweden bei ihrem Einfall in Schongau im Jahre 1632. Heute berichtet uns nur noch eine schlichte Erinnerungstafel an einem zu Füßen des Schloßberges gelegenen Gebäude über diese einst so trutzige Burg:<sup>8)</sup>

„Auf der Höhe des rechts von uns liegenden Schloß-Berges stand einst in grauer Vorzeit erbaut die Dynastenburg der Welfen. Diese hatten bis 1191 ihren Sitz dort. Bis 1268 waren die Hohenstaufen, von da ab die Wittelsbacher Eigentümer.

1155 weilte Kaiser Barbarossa bei Welf VI. in der Feste 1348 zerstörte ein Erdbeben die Burg teilweise, 1632 legten die Schweden den Rest völlig nieder.“

Gerade hundert Jahre hatte Peitings Glanzzeit ge- dauert und die der Altenstädter Burg gar nur ein Jahr- zehnt. Und seltsam genug, hüben wie drüben kein ein- ziger Stein mehr. Wald und blumige Wiesen hat alles überdeckt. Aber immer noch weht uns ein eigenartiger Hauch an diesen Stätten entgegen, an denen uns eine uralte Vergangenheit die Macht und Herrlichkeit der Welfen staunend und bewundernd ahnen läßt.

## Aus der Chronik von Markt Leeder (Schwaben)

„Das Tausendjährige Reich“ (1933—45)

Die Ortschronik von Leeder bietet ein Beispiel für eine umfassende, ebenso wissenschaftliche wie praktisch fundierte, geographisch, geologisch, historisch und wirt- schaftlich gehaltene Führung einer Ortsgeschichte.

Angelegt wurde sie von dem Hauptlehrer Jakob Strobl, der sie bis zum Jahre 1934 führte. Er war ein Idealist vom reinsten Wasser. Nach dem Niedergang der Wei- marer Republik suchte er und begrüßte er in dem neuen Regime das Ernste und widmete diesem daher in seiner Chronik die hoffnungsvollen Worte:

7) Das angebliche Erdbeben stellt ein einmaliges und höchst sonder- bares Ereignis in dieser Gegend dar; vermutlich hat ein Erdsturz das Schloß zum Einsturz gebracht.

8) Die Erinnerungstafel befindet sich an dem Anwesen des Bauern Do- mini Schleich, das den Hausnamen „Pauli“ führt, Schongauerstraße, Haus- nummer 198.

### Quellenhinweise:

- Adler S.: Herzog Welf VI. und sein Sohn. Hannover 1881.  
 Chronach-Sichert, Dr. Eberhard v.: Die Welfenburgen bei Peiting und Altenstadt. München 1928.  
 Hofmann, Dr. Siegfried: Landschaftskunde des Lech-Ammerseegebietes. Weilheim 1923.  
 Hofmann, Dr. Siegfried: Stift Steingaden 1147—1803. Schongau 1947.  
 Koenig, Erich: Historia Welforum, Stuttgart und Berlin 1938.  
 Krueger, Emil: Der Ursprung des Welfenhauses und seine Verzweigung in Deutschland. Wolfenbüttel 1899.  
 Stuhlfaut, A.: Die Geschichte der jüngeren Welfenlinie. Allbayer. Monats- schriften Bd. XV.  
 Weber, Max: Beitrag zu Landsbergs Gründungsgeschichte. Landsberger Gesch.Bl. 1935.  
 Weber, Max: Die echten bayerischen Welfen. Landsberger Gesch.Bl. 1934.

„Das gewaltige Werk der Erneuerung und Wiederaufrichtung Deutschlands ist begonnen.“

Die Chronik von Leeder aber, vierzehn Jahre nach seinem Tode erst wieder aufgegriffen, nimmt in bemerkenswert objektiver, über der inzwischen eingetretenen Katastrophe stehenden Sachlichkeit, wie folgt, Stellung zu jener dunkelsten Zeit der deutschen Geschichte, in seiner Haltung, die uns vorausschauen läßt, wie unsere Nachfahren uns einst gerechter beurteilen werden als die seltsam befangene Jüngstvergangenheit!

Eine höhere Macht hat unseren Jakob Strobl davor bewahrt, das Ende mit Schrecken zu erleben, das dem Reiche Hitlers beschieden war; die Ueberlebenden aber, die unter den verhängnisvollen Folgen des Zusammenbruchs zu leiden haben, wollen Klarheit darüber erlangen, wie dies geschehen konnte. Der Chronist hat — anders als der Schriftsteller, der unterhaltsame Geschichten erdenkt — allein die Pflicht, in strenger Sachlichkeit zu erforschen, was sich in der Zeit zugetragen hat, die zu beschreiben ihm obliegt. Eine irgendwie philosophisch erklügelte Auffassung und Handhabung der „Wahrheit“ würde hier nur zu einer Umgehung oder Verschleierung des Tatbestandes führen, nicht aber zur Aufdeckung der Schwächen und Fehler, die das Mißlingen eines groß angelegten und mit Einsatz aller Machtmittel zur Ausführung gebrachten Planes verursachen. Es gilt, die objektive Wahrheit festzustellen im Sinne des Wortes Friedrich Schillers: „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht!“

Wenn nicht nur unser Mitbürger, dessen reiner Idealismus aus der weitgespannten Anlage und der unermüdlichen Durchführung dieses Buches hervorgeht, im Jahre 1933 so dachte, wie er es schrieb, sondern viele unter uns das Beste von dem neuen Manne erhofften, so liegt es daran, daß in der Deutschen Republik sich tatsächlich große Mißstände herausgebildet hatten, deren Beseitigung in mehr als einem Jahrzehnt nicht gelungen war. Jene ideale Auffassung war also durchaus berechtigt gewesen; — hatte nicht Hitler seinem Volke gelobt, diese Mißstände zu beseitigen, vor allem die übermäßig angewachsene Arbeitslosigkeit, die mit dem damals üblichen Mittel der Unterstützung der Arbeitslosen ohne Zwang zur Arbeit nicht beseitigt werden konnte und die wirtschaftliche Lage des Reiches zerrüttet. Hier nun hatte er eingesetzt, und es war ihm auch wirklich gelungen, das Uebel in kurzer Zeit zum Verschwinden zu bringen, aber nur dadurch, daß er alle verfügbaren Arbeitskräfte einer getarnten Rüstungsindustrie zuführen ließ. Das Volk, dem er eine friedliche Zukunft verheißen hatte, verstand er in geschickter Weise zu täuschen, indem er das Interesse der Öffentlichkeit auf die Ausführung großer Projekte kultureller Art ablenkte, wie den Bau von Automobilstraßen und anderen Verkehrswegen, KdF-Schiffen, Volkswagen usw., alles angeblich nur dem friedlich-kulturellen Aufbau und der sozialen Fürsorge für das Volk dienende Arbeiten, die aber im Grunde dazu bestimmt waren, im Kriegsfall Verwendung zu finden.

Durch ein raffiniert erdachtes und brutal angewandtes System innerpolitischer Terrors wurde das Volk, von „S.A.“, „S.S.“- und anderen Befehls-Organisationen durchsetzt, jeglicher Willens- und Handlungsfreiheit beraubt, denn die ihm gewährte Vertretung seiner Interessen, der Reichstag, war ein Scheinparlament, in das nur absolut zuverlässige Anhänger des Regimes von Hitler berufen wurden. Und dieser „Reichstag“ wurde dazu mißbraucht, allen Plänen oder Handlungen Hitlers seine Zustimmung zu erteilen, vor allem den aggressiven Maßnahmen der Inbesitznahme der Grenzländer und schließlich auch zum Kriege, — dem Eroberungskriege, auf den er insgeheim hingearbeitet hatte. Da die Mitglieder jenes Reichstages nicht vom Volke gewählt wurden, vermochten sie nicht, dessen wahre Meinung zum Ausdruck zu bringen. Wenn jedoch ein Einzelner es trotzdem versuchte, seine im Gegensatz zum Willen der herrschenden Gewalt stehende eigene Meinung zu äußern, wurde er als ein „Volksverräter“ hingerichtet oder in ein Konzentrationslager überführt. Auf diese Weise sind viele Tausende von Gegnern des Nationalsozialismus beseitigt

oder unschädlich gemacht worden. Die Masse des Volkes wurde durch die Furcht vor diesem Terror gefügig erhalten, obwohl nach und nach immer mehr Mißstände des absoluten Regimes zutage traten. — Wenn nun gegen das Deutsche Volk der Vorwurf erhoben wird, es habe jene ins Ungeheuerliche angeschwollenen Mißstände geduldet, ohne sich geschlossen dagegen zu erheben, so wird dabei die historische Entwicklung außer acht gelassen, die das Volk in diese Zwangslage hineingeführt hat. Immerhin bleibt, da das Volk gegen die Vergewaltigung seiner inneren Freiheit durch jenen Terror nicht aufgestanden ist, die Frage offen: wie diese zweifellos vorhandene Willensschwäche zu erklären ist.

Um diese Frage zu beantworten, ist es erforderlich, bis in die Zeit des Hervortretens des Preußischen Staates als Machtfaktor in der europäischen Welt, also um mehr als zwei Jahrhunderte, zurückzugehen. Es muß zugegeben werden, daß dieser Staat sich aus kleinsten Anfängen nicht nur auf friedlichem Wege der Erbfolge seines Herrschergeschlechtes, sondern vor allem, besonders seit dem Auftreten Friedrichs II durch kriegerische Maßnahmen zu einem größeren Ganzen ausgedehnt hat. Diese fortgesetzte Expansion ist ihm nur durch eine äußerst straffe Militarisation des Volkes möglich geworden. Eine solche Uniformierung des ganzen Lebens im Dienste machtbefflissener Herrscher, die ständige Unterordnung des Willens jedes Einzelnen unter den Machtwillen des Staates als eines Diktators, führt im Laufe vieler Generationen zwangsläufig zu einer Schwächung des Willens eines Volkes als Ganzes nach außen hin, da es jeglicher eigenen Verantwortlichkeit und Handlungsfreiheit durch die angeblich immer nur zu seinem Wohle erfolgenden Maßnahmen seiner Regierung überhoben ist. Wie alle nicht betätigten Fähigkeiten des einzelnen Menschen, so verkümmert unter diesen Umständen auch die Willensstärke einer Gemeinschaft, wenn ihr kein Spielraum zur Betätigung gelassen wird. (— Und wirklich erwächst uns jetzt, nach der Befreiung von jenem Zwange, die Aufgabe, die verkümmerte Urteilsfähigkeit und Willenskraft unseres Volkes neu zu beleben, damit es wieder fähig und gewillt werde, seine Geschicke selbst in die Hand zu nehmen.)

Als es Preußen mit dem erfolgreich geführten Kriege von 1870/71 gelungen war, die Vorherrschaft über die anderen deutschen Bundesstaaten an sich zu reißen, griff die Militarisation auch auf diese nun unter einem einheitlichen militärischen Befehl stehenden Staaten über. Es bedarf keiner Erörterung, wie nachteilig sich seit jener Zeit das in allen Bundesstaaten vereinheitlichte System des Militarismus, das mit Hitler seine Uebersteigerung ins Grenzenlose erfahren hat, auch in den an und für sich weniger zur Unterordnung neigenden süddeutschen Bundesvölkern auswirken mußte durch den im einheitlichen Heeresverbände unwillkürlich einsetzen. Wetteifer, an Tüchtigkeit den anderen nicht nachstehen zu wollen. Diese Uniformierung des Volkes im ganzen Deutschen Reiche hatte durch die zwingende Suggestion der totalen Staatsgewalt als die als unbedingt beherrschende und vollziehende Macht eine Lähmung des Willens im Volkskörper zur Folge, der infolgedessen nicht mehr die Kraft hatte, sich der Willkürherrschaft des Diktators Hitler und seiner Mithelfer geschlossen zu widersetzen.

Aus dieser psychologischen Betrachtung der Wirkung der Militarisation des Volkes ergibt sich, daß — abgesehen von den leider zahlreich geschehenen und an den Urhebern zu sühnenden Kriegsverbrechen und Vergehen die Menschlichkeit von seiten fanatisierter Anhänger Hitlers — nicht von einer Schuld des Volkes als Ganzes die Rede sein kann. Vielmehr ist die Entwicklung der letzten zweihundert Jahre für uns als ein schicksalhaftes Verhängnis aufzufassen, dessen Folgen eben getragen werden müssen in der Erkenntnis, daß die Wiederholung einer derartigen Fehlentwicklung vermieden werden soll und kann. Ein Hinblick auf kleine, aber seit langer Zeit vernunftvoller handelnde stammesverwandte Nachbarvölker, denen es gleich uns an einem größeren wirtschaftlichen Hinterlande fehlt, zeigt uns, daß es auch Völkern in kleineren Staatsbereichen möglich ist, in dauerndem Frieden und Wohlstand zu leben, ohne imperia-

listische Eroberungspolitik zu betreiben. Für die hinter uns gleich einem schweren Traum versinkende Zeit des „Dritten Reiches“ aber, das menschliche Vermessenheit für tausend Jahre gesichert zu haben währte, gilt das Wort des Psalmisten: „Denn tausend Jahre sind vor Dir wie der Tag, der gestern vergangen ist.“

## Maibräuche der alten Heimat

### Bärner Ländchen

#### Hexenglaube

Notzeiten machen die Menschen leichtgläubig und abergläubisch, und jede Zeit hat ihren Aberglauben. So hatte der 30jährige Krieg den Hexenglauben, der durch vagabundierende Sodateska gezüchtet und genährt und durch Freitische und Freitrunke bei den Hexenhinrichtungen gefördert wurde. Und der Hexenglaube, der bis zum Wahn gesteigert worden war, erhielt sich bis heute. Einzelne Leute hingen an den Gepflogenheiten, mit denen die Hexen erkannt und ihre Macht gebrochen werden sollte, teils aus Ueberzeugung, teils nach dem billigen Grundsatz: „wenn es nichts nützt, schaden tut es auch nicht.“

Jedes Dorf, so war man der Meinung, hat seine Hexen. Und die kann man sehen. Dazu schneide man am Andreastage (30. Nov.) Kirschenzweige, stecke sie ins Wasser und pflege sie, damit sie zu Weihnachten blühen. Daraus flechte man ein Kränzlein, gehe damit während der Christmette zur Kirchentüre, blicke durch das Kränzlein und durch das Schlüsselloch ins Kircheninnere. Hier sieht man die Hexen des Dorfes, den Rücken zum Altar gekehrt, sitzen.

Die Hexen suchen sich selbst zu nützen und anderen zu schaden. Besonders auf das Vieh haben sie es abgesehen.

Sie melken die Kühe aus, bis sie hinfallen und ihren Besitzern keine Milch mehr geben können. Nach Prozeßakten aus dem Herrschaftsarchiv Sternberg (Ostsudetenland) aus dem Jahre 1663 tat dies eine Hexe, wie sie beim Verhör angab, folgend: Mit einem Messer, das mit 9 Mondscheiben und 9 Kreuzchen bezeichnet war, befestigte sie ein Tuch an der Wand und molk an den Tuchzipfeln bis Blut kam. Als Gegenmittel, das die Macht über die Kühe nehmen sollte, nahmen die Leute das Sehtuch, steckten es voller Stecknadeln und schlugen es mit einer Haselgerte recht tüchtig.

Auch die Milch werde verhext, damit aus ihr keine Butter werde. Das Gegenmittel hiezu ist: Eine ledige Tochter muß um 24 Uhr von der dreifachen Grenze (Treffpunkt dreier Gemeindefluren) einen Birkenast holen und auf dem Heimwege hinter sich herziehen und in die Milch tauchen.

Die Hexen buttern aus der Milch mehrmals. Nach den obigen Prozeßakten vermischte die Hexe die Milch mit einer Schmiere, die sie vom Bösen erhalten hatte, gab dazu ein Stückchen hl. Hostie, die sie in Bärn genommen, und ein Stückchen von einem gestohlenen Segenbaum (Sadebaum, Juniperus sabina). Dadurch habe sie aus einer Milch zweimal gebuttert.

Die Nacht zum 1. Mai (Walpurgisnacht) ist der Hexensabat. Mit „fohr no, stoß nirgends o bis zum schwarzen Koternplon“ führen die Hexen auf der mit einer vom Bösen erhaltenen Salbe beschmierten Ofengabel durch den Kamin, um sich mit den anderen zu treffen. Eine hl. Hostie müssen sie mitbringen. Die zerreißen sie in Stückchen, werfen sie auf die Erde und lanzen darauf. Beim Zerreißen habe, so gestand die Hexe in Sternberg, die hl. Hostie geblutet und der Teufel gelacht.

Am Vortage legen nun die Leute, damit die Hexen ihre Ställe nicht besuchen können, Rasenstücke auf die Stalltürschwelle und Dornsträucher oder Weidenruten, für jedes Tier eine, auf den Mist. Die Hexen, die in den Stall eindringen wollen, verletzen sich an den Dornen und müssen die Grashalme des Rasen zählen, bevor sie in den Stall können. Dabei vergehe ihre Stunde (24 bis 1 Uhr). Auch würde an diesem Tage der Stallbesen verkehrt an die Stalltüre gelehnt.

Man war auch der Meinung, jeder Mensch könne durch Loben das Gegenteil von dem erreichen, das er eben gelobt habe und so dem Nachbar schaden. Berufen nennen wir das. Und damit man nicht in den Verdacht komme, zu denen zu gehören, die Berufen, sagt jeder beim Lobe die Worte: „Doß ech nie beruf“ dazu und klopft mit dem Fingerknöchel dreimal an einem Gegenstande — auch dann, wenn er von sich selbst etwas Gutes sagt. Gegen das Berufen hilft die rote Farbe. Den kleinen Kindern knüpfen die Eltern rote Maschen ins Haar, den schönen Tieren ein rotes Bändchen ans Horn, ins Halfter oder an den Strick.

Ein beruftes Tier wird zurückgerufen. Sanna heißt die Handlung. Nackt steht der Zurückrufende vor dem kranken Tier, streicht mit dem eigenen Hemde dreimal vom Schwanz über den Rücken zum Kopf und spricht dabei: „Zwei Augen haben dich berufen, drei Augen rufen dich zurück im Namen des Vaters, des Sohnes und des hl. Geistes Amen.“ Diese Formel darf nur nach einem Gebrauch an eine Person des anderen Geschlechtes weitergesagt werden. In manchen Dörfern gab es Personen, die die Sanna besorgten.

#### Maistecken.

Am 1. Mai ehrten die Burschen ihre Mädels mit einem Maie. Vorher wurde heimlich ein schöner Tannenwipfel mit bunten Stoffbändern geschmückt und an eine lange Wäschestange genagelt. Diesen Maie befestigten sie in der Nacht auf dem höchsten Baume in der Nähe der Geliebten Fenster, so, daß er recht hoch über den Baum hinausragte. Es war das eine besondere Ehrung des Mädchens, das darauf recht stolz war. An der Wäschestange erkannte sie den Verehrer.

Um die Jahrhundertwende wiegten sich noch recht viele Maie im Winde und die Jugend, besonders die Madel, waren an diesem Tage recht bald auf den Beinen, um zu sehen, wem ein Mai gesteckt worden war.

Hin und wieder reckte sich auch ein alter abgekehrter Besen zum Himmel, den ein Bursche aus Rache einem Mädels für die Untreue, oder mehrere einer „alln Knachts Moid“ (Mädels aller Knechte) gesteckt hatte, zur Schande derselben. Die erkannte nicht an der Stange den Täter; denn sie war gewiß ganz neu.

#### Maibaumstellen.

In unseren Dörfern wurde alljährlich von der Jugend auf dem Dorfplatze ein großer Maie aufgestellt, der dann im Laufe des Monats Mai an einem Sonntagnachmittag mit einem Maibaumspiel gefällt wurde.

Die Burschen besorgten den Stamm — oft wurden zwei Stämme aneinander befestigt —, die Mädchen schmückten einen Tannenwipfel und flochten Kränze, die um den entrindeten Stamm gewickelt wurden. Der Dorfmaie mußte bewacht werden, da er für die Burschen der Nachbardörfer ein Ahreiz war, ihn zu stehlen.

Am festgesetzten Tage sammelten sich die Dorfbewohner und die Gäste aus den Nachbardörfern beim Maibaum und warteten auf den Beginn des Maibaumspiels.

Auf einem Karren mit zwei ungleichen Rädern kommen verummumt die Holzfäller in dicken Pelzen gehüllt angefahren und beginnen bei allerlei Ulk und Spaß ihre Arbeit, überall, nur nicht am Maibaum. Der Waldheger, der erscheint, hat Mühe sie zum Maibaum zu bringen. Ein Scherenschleifer kommt die hölzernen Werkzeuge zu schärfen. Nie fehlt der Holzschlegel, ein mit Ruß gefülltes Fäßchen. Die Holzweiber, ihre Frauen, kommen mit dem Essen: Würste mit Sägespäne gefüllt, rohe Kartoffeln, angefaulte Rüben. Eine Schlägerei beginnt. Ein Jude erscheint und will den Baum kaufen. Während dessen ist der Hanswurst herbeigekommen und sammelt mit einem Klingelbeutel bei den Zuschauern. Hoch zu Roß kommt der Förster. Er treibt zur Arbeit an. Der Baum wird gefällt und vom Heger versteigert. Inzwischen holt der Förster die Maibraut. Weiß gekleidet, in einer mit Blumen geschmückten Kalesse kommt sie angefahren und bringt einen neuen Maie mit. Unter Vorantritt der Musik, die einen flotten Marsch spielt, ziehen die Teilnehmer ins Gasthaus zum Maikränzchen.

Rud. Richter.



Illustrierte Monatsschrift und Organ des „Historischen Vereins für Stadt und Bezirk Landsberg a. L.“

Begründet von Studienrat und Stadtarchivar J. J. Schober † Landsberg

Verantwortlicher Schriftleiter:  
Paul Winkelmayr in Landsberg a. L.

Beilage der „Landsberger Nachrichten“

Nachdruck, auch auszugsweise, ohne  
Genehmigung der Schriftlfg. verboten

Nr. 6

39. Jahrgang

1949

## Bischof Riegg, ein berühmter Landsberger

Von Adalbert Maier  
(Schluß)

Kaum ein Jahr verging und Bischof Riegg, dieser Mann von hohem, stattlichem Wuchs, der noch im Alter seine aufrechte, stramme Haltung bewahrte, in dessen Zügen sich Würde und Freundlichkeit paarten, aus dessen Augen ein achtungsgebietender Geist, ein offener Sinn und Charakter leuchteten, — er lag auf dem Sterbette.

Am 20. April 1836 reiste der Bischof nach München, um den von Griechenland zurückgekehrten König zu begrüßen und die Vorstände des Benediktinerstiftes von St. Stephan vorzustellen. Die unfreundliche, naßkalte Witterung, welche gerade zu dieser Zeit herrschte, scheint Veranlassung gewesen zu sein, daß der verdiente Oberhirte sich eine starke Erkältung zuzog. Es stellten sich heftige Unterleibsschmerzen, Appetit- und Schlaflosigkeit ein und schwer krank kehrte der Bischof am 28. April nach Augsburg zurück. Der König, der die lebhafteste Teilnahme zeigte, sandte seinen Leibarzt mit; aber alle Kunst scheiterte, und nur von der Wirkung eines Heilbades erhoffte man noch Hilfe. Obwohl sehr schwach, reiste der Erkrankte am 11. Juni in Begleitung von Dr. Carron du Val nach Gastein. Auf dem Wege dahin wurde er in München von König Ludwig persönlich besucht, der dem Arzte größte Achtsamkeit anbefahl und dem Leidenden Trost zusprach. In Eurasburg traf Riegg auf der Post mit König Otto von Griechenland zusammen, der ihn hoch verehrte und ebenfalls größte Teilnahme an den Tag legte. Am 13. Juni wurde in Wasserburg übernachtet. In Salzburg fand Bischof Riegg im Benediktinerstifte St. Peter liebevolle Aufnahme und am 15. Juni langte er in Gastein an. Die Briefe, welche er von da nach Hause schickte, atmen alle die frohe Hoffnung auf Genesung. Es stellten sich wirklich auch Schlaf und Appetit wieder ein und nach gebräuchten 21 Bädern trat er, scheinbar sehr gestärkt, die Heimreise an. In Salzburg verbrachte er einen Tag (10. Juli), da ihn der Erzbischof nicht fortließ, am 11. Juli nahm er wieder in Wasserburg Quartier, am 12. in München und am 13. langte er in Augsburg an. Aber die gefundene Kräftigung hielt nicht lange an. Bald stellten sich die Schmerzen wieder ein, heftiger als je, und nun sollte der Bi-

schof das Lager nicht mehr verlassen. Mit standhafter Geduld ertrug er alle Leiden. Als am 31. Juli das Domkapitel ihn zu seinem Namenfeste beglückwünschte, sagte er: „Ich stehe in Gottes Hand. Will mir die Vorsehung längeres Leben schenken, so werde ich mit verdoppeltem Eifer für meine liebe Diözese arbeiten; sollte diese Krankheit aber mich meiner ewigen Bestimmung entgegenführen, so bin ich bereit, dies Opfer zu bringen und den Leidenskelch standhaft auszutrinken.“

Am Sonntag, den 7. August, also am Tage der hl. Afra, verlangte der Bischof die hl. Sterbesakramente. In feierlich ernstem Zuge, woran sich 61 Priester in Chorrocken und mit brennenden Kerzen beteiligten, dann die Benediktiner mit ihrem Abte, die Pfarrgeistlichen, das Domkapitel, Regierungspräsident v. Link, der ein intimer Freund des Bischofs war, die Regierungsbeamten, die beiden Bürgermeister, der Magistrat, die Gemeindebevollmächtigten und eine große Anzahl von Personen aller Stände, teilnahmen — wurde das von Domprobst Frh. v. Willj getragene Allerheiligste vom Dome aus in das bischöfl. Palais verbracht. Hier betete der hochwürdigste Kranke dann mit lauter Stimme das Glaubensbekenntnis und das Confiteor und empfing dann die hl. Wegzehrung und die letzte Oelung. Alsdann drückte er in bewegten Worten seinen innigen Dank aus gegen Gott, der ihn von frühester Jugend an geleitet und so hoch geführt, er dankte seiner Geistlichkeit für ihre Mithilfe, dem Kgl. Regierungspräsidenten und dem Regierungskollegium der Stadtgemeinde und allen, die ihm soviel Liebe und Anhänglichkeit bewiesen, und bat um liebevolles Gebet. — Alle Anwesenden waren von tiefer Rührung erfüllt. Auf dem Domplatze aber harrete in tiefem Schweigen die Menge, die Augen auf die Fenster gerichtet, wo der Glanz der Lichter die Stätte der hl. Handlung offenbarte.

Doch die Leidenszeit war noch nicht beendet. Der Geist des Kranken blieb rege und frisch, aber die Schmerzen des Körpers steigerten sich immer mehr. In diesen schweren Stunden bereitete ihm der Besuch seines lieben Freundes, des Fürsten v. Ottingen-Wallerstein, große Freude; ja, er fühlte sich dadurch so gekräftigt, daß er diesem versprach, die Tage der Rekonvaleszenz in Leutstetten zubringen zu wollen. Doch diese Aufwallung von Lebensfreude währte nicht lange. Am Montag nach Afra ließ er sich das schönste und ihm liebste Gemälde seiner trefflichen Sammlung, den unter der Kreuzeslast zu Boden gedrückten Heiland darstellend, vor sein Bett bringen, wo es zu seiner Erbauung und zum Troste im Lei-

den bis zu seinem Hinscheiden aufgestellt blieb. — In den letzten Tagen konnte der Bischof keinerlei Nahrung mehr zu sich nehmen, ja nicht einmal mehr einen Trunk Wasser. Am 14. August, der dem Todestage vorausging, erlebte der Kranke die letzte irdische Freude. Der am 10. Mai 1836 in Weilheim verstorbene freisignierte Pfarrer von Schwabmühlhausen. Leonhard Steigenberger, hatte seinem Oberhirten letztwillig ein in Wachs modelliertes schönes Vesperbild vermacht, das jetzt durch einen eigenen Boten von Weilheim her eintraf. Mit gefalteten Händen betrachtete der Bischof lange Zeit das Kunstwerk und sprach dann: „Oh, welche Schmerzen hatte doch diese Mutter zu erdulden! Sie weiß, wie es einem Leidenden zu Mute ist. Oh, möchte sie auch für mich armen Sünder bitten jetzt und in der Stunde meines Absterbens. Amen!“ — Und dieses Sterben war nun nahe gerückt. Der 15. August 1836, das Fest Mariä Himmelfahrt, der Tag, an dem in seiner Vaterstadt das Patrozinium gefeiert wird, war seiner irdischen Laufbahn als Ziel gesteckt.

Um 2 Uhr nachmittags befahl ihm eine große Schwäche, die sich zwischen 3 und 4 Uhr wiederholte. Hände und Füße erkalteten und in großen Perlen stand der Schweiß auf dem Gesicht. Auf die Worte seines Beichtvaters, des Domkapitulars Baader, daß der Herr jetzt nahe zu sein scheint, antwortete der Sterbende: „So geschehe denn der Wille des Herrn. Christus war meine Hoffnung und Zuversicht, er wird mir ein gnädiger Richter sein.“ — Während der Generalabsolution betete er mit lauter Stimme das Confiteor. — Um 6 Uhr begann der mehrere Stunden währende Todeskampf. Als um 9 Uhr einige Ruhe eintrat, sagte der Beichtvater: „Jetzt haben Sie einen harten Kampf gekämpft; aber nur noch eine kleine Weile und eine herrliche Krone wird Ihnen bereitet sein.“ Der Sterbende erwiderte mit heiterem Antlitz: „Schön, das ist recht schön.“ — Dies waren seine letzten Worte, obwohl er bis zum letzten Augenblick bei Besinnung blieb. Um Mitternacht hauchte er, nachdem er kurz vorher noch auf den Zuspruch: „Komm du getreuer Knecht, geh ein in die Freude des Herrn“, mühsam die Hände gefaltet hatte, seine edle Seele aus.

Groß und allgemein war das Leid über den Hingang eines solchen Mannes. König Ludwig schrieb an das Domkapitel: „Ich teile den Schmerz über den traurigen Verlust eines Bischofs, der so viele Tugenden und große Eigenschaften in sich vereinigte.“

Am 19. August fand die Beerdigung statt, für ganz Augsburg, ohne Unterschied der Konfession, ein Tag der Trauer. Um 4 Uhr nachmittags setzte sich der Leichenzug unter dem Geläute aller Glocken in Bewegung. Sämtliche Läden waren geschlossen. Das Domkapitel, der Klerus von nah und fern, die Mitglieder der Regierung, die Generalität, alle Militär- und Zivilbehörden beteiligten sich. Auch die gesamte protestantische Geistlichkeit der Stadt war in Amtstracht erschienen, um so öffentlich für den verewigten Bischof ihre Hochachtung und Verehrung zu bekunden, die sich dieser durch sein jederzeit tolerantes, humanes und liebevolles Benehmen erworben und gesichert hatte. Der Zug ging bis zum Kreis- und Stadtgerichtsgebäude und dann zur Domkirche zurück. Hier wurde der Sarg von 12 Priestern bis zu jener Stelle getragen, wo dem Verstorbenen nach seinem Wunsche die letzte Ruhestätte bereitet war. Schon in seinem Testamente vom Jahre 1833 hatte er hierüber Anordnung getroffen und bestimmt, daß nur ein einfacher Pflasterstein mit Namensangabe die Stelle seines Grabes bezeichnen solle; und weiterhin hatte er verfügt, daß unweit davon, an der Wandseite, welche der Gertrudenkapelle gegenüberliegt, jenes schon genannte Gemälde von Domenichino, auf dem so oft sein Auge geruht, angebracht würde. „Es soll“, wie er sich ausdrückte, „dies herrliche Bild auf diese Art als eine Zierde der Domkirche am sichersten der Kunst erhalten bleiben, frommen Beschauern zur Erbauung dienen und denen, so mir noch im Grabe ihr Andenken widmen wollen, Veranlassung geben, meiner im Gebete zu gedenken.“

Wer nach Augsburg kommt und die Domkirche besucht, findet das Grabmal des Verewigten in der Mauer des Chorumgangs, rückwärts vom Hochaltar. Es ist ca. 1.50 m hoch und in einfachem, gotisierendem Stile gehalten.

Das erwähnte Bild ist samt dem Rahmen in den Stein eingelassen. Ueber dem Gemälde erblickt man das bischöfliche Wappen. Das Grabmal trägt eine lateinisch abgefaßte Inschrift, welche in Uebersetzung lautet: „Zur Erinnerung an Ignaz Albert v. Riegg, den 69. Bischof von Augsburg. Er starb am 15. August 1836, 70 Jahre alt.“ — Am Boden aber zeigt eine einfache Fliese die Ruhestätte eines der edelsten Diener der Kirche, eines der treuesten Bürger des Staates, eines der besten Söhne der Stadt Landsberg.

Zur Abrundung des Lebensbildes unseres berühmten Landsmannes sei noch der folgende Bericht angefügt:

#### Bischofsbesuch vor 100 Jahren

Einer Chronik, die nunmehr schon mehr als 100 Jahre alt ist, entnehmen wir die folgende anschauliche Schilderung eines seltenen kirchlichen Festes in der Bergstadt Immenstadt:

„Bischof Ignaz Albert hat am Mittwoch, den 13. August 1834, in Obersonthofen gefirmt, ist am 16. August nachmittags über Immenstadt und Staufen nach Balderschwang gefahren, am Samstag nachts in Hittisau übernachtet und am Sonntag, den 17. August, abends 7 Uhr. in Immenstadt eingetroffen, woselbst dem Hochwürdigsten Herrn durch die geistliche und weltliche Obrigkeit, sowie die Gemeindeverwaltung ein feierlicher Empfang bereitet wurde. Der Bischof examinierte in der Kirche noch die Immenstädter Jugend, hielt eine kurze Anrede, übernachtete im Pfarrhofs und am Montag früh kamen die Landgeistlichen, ihre Firmungs-Jugend mitbringend, auf dem Marktplatz zu Immenstadt an.

Nach dem feierlichen Einzug vom Pfarrhofs in die Kirche begaben sich die Pfarrer und Firmpaten in die vorher geräumten Stühle. Der Bischof hielt eine Firmungsrede und dann ging die Firmung in gewohnter Weise vor sich. In der Kirche herrschte eine gute Ordnung, welche Gendarmen und Bürgermilitär aufrecht zu erhalten hatten. Nach der Firmung war feierlicher Auszug aus der Kirche in den Pfarrhof. Die Kapitelsgeistlichkeit machte dem Bischof die Aufwartung im Kapitelsbibliothekzimmer des Pfarrhofes. Der Bischof fragte, ob nicht das Kapitel oder auch ein Einzelner etwas vorzutragen hätte; er könne seinen Geistlichen nicht immer so nahe in Person stehen. Es wurde wegen Zehentsachen ein Vortrag gehalten und der Bischof versprach alle Assistenz. Nach einer einstündigen Konferenz war im Pfarrhof eine Tafel, an welcher sämtliche Geistliche und Beamte teilnahmen. Dem Bischof hat es in Immenstadt so gut gefallen, daß er auch noch am 18. August übernachtete. Am 19. August fuhr er nach Staufer und dann nach Weiler.“

Ignaz Albert von Riegg war von 1824 bis 1836 Bischof von Augsburg. Solange das Bistum zugleich weltliches Fürstentum war, waren Herr von Adel und vom Hohen Adel die Bischöfe. So im 19. Jahrhundert ein Landgraf von Hessen, der bekannte Clemens Wenzeslaus, Prinz von Sachsen und Polen und Kurfürst, sowie ein Fürst von Hohenlohe. Der letzte Adelige war ein Freiherr von Franberg. Auf diesen folgte Ignaz Riegg, der wie sein Nachfolger durch Verleihung des Königs von Bayern den persönlichen Adel erhielt. Der letzte auf diese Weise geadelte Bischof von Augsburg war der vielen Allgäuern noch persönlich bekannte Maximilian von Lingg, der die Bischofswürde von 1902 bis 1930 bekleidete und Vorgänger des Bischofs Josef Kumpfmüller war.

## Kaufering, das Dorf am Lech

Darstellung einer Dorfheimat in landschaftskundlicher, volkskundlicher und geschichtlicher Betrachtungsweise

Von Sebastian Wolf, Landsberg

Mit diesem Beitrag unternimmt der Verfasser den Versuch, gewisse Gegebenheiten des natürlichen Lebens auf dem Dorfe darzustellen, in denen der bauerliche Mensch wirkt und schafft. Der Bauernhof, die Dorfllur mit Feld, Wiese, Wald und Gärten, die bauerliche Arbeit, Sitte und Brauchtum usw. bilden solche lebendige Einheiten, die im Mittelpunkt der Darlegungen stehen. Die Dorfheimat mit ihren örtlichen Bedingungen, mit den Erscheinungen und Ereignissen des bauerlichen Lebens, mit ihrer geschichtlichen Gebundenheit soll lebendige

Gestalt gewinnen. Auf diese Weise möchte die Arbeit mit dazu beitragen, das Verständnis für die heimatischen Lebensformen zu wecken und zu vertiefen und ein nahes Wissen vom Leben und Arbeiten auf dem Dorfe zu vermitteln.

„Rings im Lande weit und breit,  
Gehöft ist an Gehöft gereiht;  
weit schau'n die Giebel übers Grün  
und nieder auf des Gartens Blühn;  
es stehn die Scheunen vollgepackt,  
die Tenne dröhnt im Dreschertakt.  
Und Fleiß und Ordnung segenschwer  
und Glück und Reichtum ringsumher.“

### 1. Das schmucke Dorf

Eine Gehstunde von der Kreisstadt Landsberg entfernt liegt in nördlicher Richtung langgestreckt an einen Berghang geschmiegt, der von der Lechleite zur Flußebene hinabsteigt, das Dorf Kaufering. Das Steilufer des Lechs schützt vor Ueberschwemmungen. Im Rücken des Dorfes breitet sich die Dorfgemarkung mit ihren Wiesen und Feldern aus.

Die Siedlungsweise ist bezeichnend für diesen alten „ing“-Ort, der auf die Zeit der Landnahme durch die ersten Einwanderer zurückgeht.<sup>1)</sup> Der Wohnplatz beanspruchte waldfreien Boden, Sicherung und Wegsamkeit. Daher bauten die Einwanderer ihre Häuser nicht unmittelbar an den Fluß (Ueberschwemmungsgefahr!), sondern an den Berghang. Auf diese Weise war das Dorf auf der Vorderseite durch den Fluß, auf der Rückseite durch den anschließenden Urwald geschützt.

Kaufering bietet das Bild eines Haufendorfes mit regelloser, ganz willkürlicher Anlage der Hofstätten.<sup>2)</sup> Haufenweise gruppieren sich die Häuser um die Kirche (1704—1706 erbaut), die den Mittelpunkt des Ortes bildet. Hoch auf dem Berge gelegen, ist die schöne Kirche mit ihrem behäbigen Zwiebelturm weithin sichtbar. Der ganze Ort ist in drei Teile geteilt, wovon der eine Teil Oberdorf, der andere Unterdorf und der dritte Kirchberg genannt wird. Längs der Straßen stehen die Häuser, mannigfaltig in Form und Bauweise. Manche Häuser liegen mit der Giebelseite, andere mit der Längsseite zur Straße. Dadurch entsteht ein abwechslungsvolles Bild. An einigen Häusern sind Heiligenbilder oder Kreuze angebracht, die uns den frommen Sinn des Bauern zeigen. Eine Zierde des Dorfes bilden die Gärtchen vor den Häusern, die von der Bäuerin gepflegt und gehegt werden. Unter den Häusern des Dorfes fallen uns das stattliche Schulhaus (Erbauungszeit 1912), das Pfarrhaus, die Wirtschaftshäuser, die beiden Dorfschmieden und Mühlen, die zwei ältesten Gewerbebetriebe des Dorfes, auf.

Mit den mannigfaltigen Bauernhäusern, den gepflegten Haus- und Obstgärten, den alten Linden, von denen die Straße eingesäumt ist, dem frischen Dorfbächlein, macht das Dorf einen freundlichen und schmucken Eindruck.

Kaufering hat im Laufe der letzten Jahrzehnte an Ausdehnung und Bevölkerung erheblich zugenommen. Wenn wir die Entwicklung des Ortes verfolgen, kommen wir zu folgenden Ergebnissen:

1819 vernehmen wir noch von 107 Häusern.

1823 lebten im Pfarrdorf Kaufering 560 Einwohner.

1840 waren es 111 Häuser und 572 Einwohner.<sup>3)</sup>

Bis 1925 war die Zahl der Bewohner auf 737 und die Zahl der Gebäude auf 152, mit dem dazu gehörigen Bahnhof Kaufering und Riedhof auf 198 Häuser und 897 Einwohner gestiegen.

1) Ingenorte sind die ältesten Siedlungen (Urdörfer) unserer Heimat. Die ersten Einwanderer (ob es in unserem Gebiet Bajuwaren oder Alemannen waren, ist umstritten), die das Land um 500 n. Chr. in Besitz nahmen, gaben den Orten unserer Heimat ihre Namen. Die Stammsilbe der Ortsbezeichnung ist der Name (Vorname) des Siedlers, der zweite Teil „ing“ oder „ingen“ bedeutet soviel wie Hof, Bauernhof, also: Kaufering (ursprünglich Kiviringin, Kiviringen; später Chuferingen, Kuferringen und Kuftringen; zuletzt Kaufringen, Kaufring) = Hof des Kivo oder Kufo (Kuvo).

2) Andere Siedlungsformen sind u. a. das Straßendorf mit der geradlinigen Anlage (Dorfzeile) an der Straße entlang (meist eine frühere Römerstraße) oder an einem Wasserlauf, und das Reihendorf, bei dem sich an jeden Hof der zugehörige Streifen Feld, Wiese und Wald anschließt.

3) Noch im Jahre 1847 waren nach einem Bericht Dellingers über die „Hofmarch Kaufring“ darunter zahlreiche Holzhäuser, die erst allmählich verschwanden.

1933 zählte das Dorf 935 Einwohner.

1949 erreichte die Bevölkerungszahl den bisher höchsten Stand von 1540 Einwohnern (darunter 1070 Altbürger und 470 Neubürger).

Die Bewohner des Dorfes treiben größtenteils Landwirtschaft und Viehzucht. Daneben treffen wir auf dem Dorfe aber auch die notwendigsten Gewerbsleute an, die der Bauer braucht. Zwischen Bauern und Nichtbauern, auch zwischen Bauer und Bauer steht der Händler, der meist ins Dorf kommt, um dem Bauern Vieh, Getreide, Obst usw. abzukaufen. Der Händler ist dem Bauern erwünscht, weil er Geld ins Haus bringt. Eine besondere Art von Händlern sind die Hausierer, die dem Bauern allerlei Ware zum Kaufe anbieten.

So treffen wir auf dem Dorfe Bauer, Handwerker und Händler. Alle diese Berufe sind aufeinander angewiesen und gehören zusammen. Zwischen den einzelnen Dorfbewohnern besteht eine tiefe Verbundenheit und vielfältige und sinnvolle Beziehung im dörflichen Wirtschaftsleben, in dem ein Glied für das andere arbeitet.

### 2. Das heimische Bauernhaus

An Hausformen ist im Dorfe Kaufering das oberdeutsche Einheitshaus (Eindachhaus) vorherrschend, bei dem alle Räume (Wohnraum, Stallung und Scheune) unter einem Dach vereinigt sind. Die Bauart des oberdeutschen Einheitshauses ist die Rechteckform. Das Eindachhaus macht einen gemütlichen Eindruck. Alles, Vieh, Mensch und Ernte ist unter einem Dach beisammen. Der Bauer, ständig in Sorge um das Wohl seiner Haustiere, braucht nicht aus dem Haus zu gehen, wenn er in der Nacht oder im Winter nach dem Vieh sieht.

Die Anordnung der Gebäudeteile entspricht der bayrischen Bauweise zwischen Lech und Isar. Auf den meist nach Osten gelegenen Wohnteil folgt der Stall, während die Tenne den Abschluß des Gebäudes bildet. Vereinzelt nur trifft man in Kaufering die schwäbische Bauweise an, bei der die Tenne zwischen dem Wohnteil und dem Stadel liegt (Mittertennenbau). Die schmale Giebelseite der Bauernhäuser mit ihren zwei Fensterreihen schaut meist auf die Straße. Die Frontseite ist sehr lang. Ein flaches Dach deckt das Haus und schützt es vor Regen, Schnee und Wind. Vor dem Hause ist der kleine „Wurzgarten“ der Bäuerin.

Zwischen Wohnteil und Stall liegt der Hausflur. Der Hauseingang befindet sich auf der Traufseite. Bei manchen alten Häusern sind Hausflur und Tenne noch vereinigt. Das Tennentor ist abgeteilt in Tür und Tor, damit man beim Ein- und Ausgehen nicht das ganze Tor zu öffnen braucht.

Vom Hausflur gelangt man in die große und geräumige Stube mit ihrem Herrgottswinkel, an die sich die blitzblanke und sauber aufgeräumte Küche und die Speis anschließen.

In das Obergeschoß führt die Treppe im Hausgang. Die Stiege schafft die Verbindung zum obern Gang, der Soler genannt wird. In den älteren Häusern gelangen wir meist durch die Stube in das Obergeschoß. Die Stiege ist kurz, steil und eng. Befindet sich die Stiege in der Stube, dann ist der Aufgang verschalt.

Im Obergeschoß liegen die Vorder-, Mittel- und Hinterkammer. Die Vorderkammer ist das Schlafzimmer für den Bauern und die Bäuerin. Die Mittelkammer birgt die Schlafstätte für die Kinder. In der Hinterkammer hausen die Dienstboten. Vom Obergeschoß führt eine Treppe in den Bodenraum. Dort steckt der Kräuterbüschel, der das Haus vor Blitz und Gewitter schützen soll.

Früher waren die Bauernhäuser klein und niedrig; mit der Hand konnte man bis an das Dach reichen, ein großer Mann mußte sich unter dem Eingang bücken. Das Dach war mit Stroh gedeckt. Heute ist die alte Bedachung längst dem Ziegeldach gewichen.

(Fortsetzung folgt)

## Orts- und Flurnamen

### Helfer der Altertumsforschung

In den Orts- und Flurnamen spiegelt sich wie in einem eng zusammengedrängten Querschnitt durch die Jahrtausende die Siedlungsgeschichte des Rieses für den, der

die Namen zu sondern und zu deuten versteht. Natürlich reicht die große Masse von ihnen in jene Zeit zurück, da die alemannischen Vorfahren der heutigen Riesbewohner am Ausgang der Völkerwanderung im 6./7. Jahrhundert n. Chr. hier festen Fuß faßten: Das ist unter den Ortsnamen zunächst einmal die große Zahl der -ingen-Siedlungen, die uns zeigt, daß das Ries begehrtes Siedlungsland der Neuankömmlinge gewesen ist. Zusammen mit den gleichzeitigen, aber bei uns viel weniger zahlreichen -heim-Namen geben sie ein Bild der dichten Belegung des Rieses mit bäuerlichen Alemannensiedlungen. Daß jedoch die vorhergehende Bevölkerung nicht ganz verschwunden war, verraten einige ältere und nun eingedeutschte Namen, die vor allem an Bergen und Gewässern haften; so entstammt etwa der Name der Eger (A gira), der Wörnitz (Warinza) und wohl auch der Schwalb (Sualava) keltischem Namensgut. In noch ältere Zeit weist vielleicht die Bezeichnung „Alb“, die uns als „Alba“ oder „Alpeis“ von römischen Schriftstellern überliefert ist. Sicher vorkeltisch ist der Name des Ipf, der großen hallstattzeitlichen Gauburg, dessen illyrische Namensform „Opie“ das Römerkastell an seinem Fuß übernommen hat. Von den Ortsbezeichnungen der Römerzeit hat sich sonst kaum einer über die dunklen Jahrhunderte nach dem Limeszusammenbruch gerettet, nur die römische Provinzbezeichnung „Rätia“, einst dem ganzen schwäbisch-bayerischen Raum vom Alpenfuß bis zum Limes eigen, lebt in der eingedeutschten Form des Rieses bis heute fort.

Sind so die Ortsnamen auf der einen Seite unmittelbare Geschichtszeugnisse, so werden sie auf der anderen Seite dem Altertumsforscher wertvolle Helfer beim Auffinden noch unbekannter oder gar verlorener Altertumsdenkmäler. Die Ringwälle hat das Volk immer als das erkannt, was sie einmal waren, als Burgen, daher heißen sie auch Burgberge, auf der Burg und ähnlich, z. B. bei Heroldingen, Möggingen oder Christgarten. Ob in den so zahlreichen Hühnerbergen, die meist vorgeschichtliche Fundstätten darstellen, eine Beziehung zu Hünen oder Hunnen gesucht werden darf, ist freilich unsicher. Die vorgeschichtlichen Grabhügel gelten als Heiden-, Hunnen- oder „gelehrter“ als Römerbücke, Waldnamen wie Eierbühl reden deutlich genug, auch Namen mit Leh- oder Lee verraten künstliche Erdhügel. Am häufigsten knüpfen Flurnamen an römische Ueberreste an, und zwar an das Mauerwerk vergangener Römerstätten. Da ist z. B. der Ort Mauren, an der Römerstraße vom Ries zur Donau gelegen und sicher nach römischen Bauresten benannt. Fluren wie Maueracker, Ziegelacker, Weilerfeld, Weileracker, alte Statt usw sind für gewöhnlich ziemlich sichere Hinweise auf römische Gutshofsiedlungen. Alemannische Bestattungsplätze verraten sich oft durch Namen wie Totenfeld, Totenberg, am Friedhof, Beinfeld

Ein noch in keiner Weise richtig ausgeschöpftes Material geben die Flurnamen für die Kenntnis der alten Straßen und Wege und ihre einstige Bedeutung an die Hand. Ein Verzeichnis der so zahlreichen Heuwege, Straßfelder, Steinwege usw. ist ein dringendes Gebot. Es ist bekannt genug, wie sich mit Hilfe solcher Bezeichnungen die alten Römerstraßen im Gelände verfolgen lassen, im Ries zeigt das besonders schön die Straße von Großsorheim nach Munningen.

Diese Beispiele mögen genügen. Sie zeigen, eine wie ergiebige Geschichtsquelle, natürlich auch für jüngere geschichtliche Zeitabschnitte, die Orts- und Flurnamen darstellen, eine Quelle, die noch viel zu wenig ausgeschöpft wird, die freilich auch der Phantasie gar zu leicht Tür und Tor öffnet

Prof. Dr. Dehn

## Landsberger Künstler

Von dem Maler Johann Anwander von Landsberg (1715 bis 1770) besitzen wir in Landsberg und auch im Bezirk wertvolle kirchliche Gemälde. Anwander war weit über die Grenzen seiner Vaterstadt hinaus bekannt und ob seiner großen Kunst geschätzt. Leider fehlt bis heute eine zusammenfassende Geschichte über diesen großen Maler seiner Zeit und es wäre sicherlich eine wertvolle Doktorarbeit für einen Landsberger Studenten, wenn er einmal diesem Manne und seinen Werken nachgehen würde. Anwander hat besonders im Bistum Augsburg und im Bistum Bamberg in vielen Kirchen unvergängliche Werke seiner Kunst geschaffen. Daß Anwander aber auch im

Gebiet der Fürstpropstei Ellwangen (Württ.) tätig war, dürfte kaum bekannt sein. In der Wallfahrtskirche zu Unterkochen, Kr. Ellwangen, schuf er die Deckengemälde. Im Chor ist die Verherrlichung Mariä im Himmel und ihre Huldigung durch die Menschheit dargestellt. Seitlich sind Verherrlichungen des Altarsakraments, des Rosenkranzes und Lobpreisungen Mariens gemalt. Das Langhaus zeigt in seinen Deckengemälden den Tod und die Himmelfahrt Mariens, sowie in kleineren Feldern den englischen Gruß, die Heimsuchung und die Lobpreisungen des Magnificats. In der sicheren Komposition und der Anschaulichkeit, der Beweglichkeit der Figuren, legen diese Freskomalereien ein gutes Zeugnis von dem tüchtigen Können des Meisters ab, der, zu jung noch, aus dem Leben seines Künstlerlertums durch den Tod herausgerissen wurde.

Johann Anwander hat aber zu seiner Arbeit in Unterkochen auch seinen Bruder Anton Anwander aus Landsberg herbeigezogen, welcher die Vergoldungen machte, während die Stukkierung Wessobrunner Schule zeigt und von dem Stukktateur Michael Heiß von Apfeldorf ausgeführt wurde.

So zeigt sich immer wieder, daß Landsberg und seine Umgebung in den vergangenen Jahrhunderten bedeutende Künstler und Kunsthandwerker hervorgebracht hat, deren Werke heute noch dem Namen ihrer Vaterstadt und ihnen selbst Ehre machen.

Winkelmayr.

### Berichtigung

In dem Artikel „Welfenburgen am Lech“ ist auf Spalte 67 der Text, der auf der Steinplatte über den Gräbern der beiden Welfen steht, durch Verstecken einer Korrekturzeile verstümmelt worden. Wir wiederholen daher den ganzen Text nochmals und bitten, diesen an die Stelle des Textes auf Spalte 67 zu setzen:

„Unter diesen Steinen liegen Edelsteine geborgen: die durchlauchteten und mächtigsten Fürsten von Bayern und Spoleto, Welf VI., der Vater, und dem Vater an Frömmigkeit gleich, der Sohn Welf VII., deren Freigebigkeit ewiglich künden werden die Steine dieses von ihnen im Jahre 1147 gegründeten Stiftes, in dessen Schoß sie hier ruhen.“

## Neue Heimatbücher

Es ist immer ein nicht ungefährliches Unterfangen, wenn sich ein Heimatfreund an die Herausgabe einer Stadtgeschichte wagt. Einmal ist es das finanzielle Risiko, zum andern aber ist der Absatz der Bücher meist begrenzt. Wenn trotzdem für die Stadt Mindelheim eine Stadtgeschichte herausgegeben wurde, dann wohl deswegen, weil der Verfasser und Bearbeiter dieses Werkes ein Mann vom Fach, ein Historiker und Heimatfreund von Format ist.

**Geschichte der Stadt Mindelheim** von Dr. Friedrich Zoepfl, Professor an der phil.-theol. Hochschule Dillingen. Verlag von Schnell u. Steiner, München, Halbleinen, 12 DM.

Mit diesem Heimatbuch hat der Verfasser nicht nur der Stadt Mindelheim eine Stadtchronik geschrieben, die von größtem Wert ist, sondern er gab damit auch allen Heimatforschern ein Nachschlage- und Quellenwerk von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Aufgegliedert in 23 Kapitel behandelt der Verfasser anfangend bei der Vor- und Frühgeschichte die Entstehung, das Werden und die Schicksale der kleinen schwäbischen Stadt, die durch den „ehrenvesten Frundsberg“ weltbekannt wurde. Das Buch ist auch deshalb für jeden Freund der Heimatgeschichte wertvoll, weil ihm ein Quellennachweis und ein Namens- und Ortsregister angegliedert ist. Die 440 Seiten dieser Chronik sind eine Fundgrube für jeden Heimatgeschichtler und geben, besonders auch durch das ausgezeichnete Bildmaterial jedem Freund unserer schwäbisch-bayerischen Heimat eine wirklich wertvolle Lektüre.

Im gleichen Verlag erschien als Nachauflage das 11.—15. Tausend des beehrten Heimatbuches unseres Heimatdichters Dr. Peter Dörfler „Die Wessobrunner“. Halbleinen, 12 DM.

Wir Landsberger kennen Dr. Peter Dörfler aus der Zeit seines Wirkens als Spitalpfarrer und Religionslehrer an der Realschule Landsberg. Wir wissen von ihm, daß er gerne seine Romane im Lechrain spielen läßt und aus dieser Quelle den schönsten Stoff zu schöpfen wußte. Aber „Die Wessobrunner“ sind kein Roman im üblichen Sinne des Wortes. Es handelt sich hier um ein bedeutungsvolles Stück Heimatgeschichte, und zwar der Heimatgeschichte, die uns Landsberger stärkstens interessiert. Wessobrunn ist uns ein Begriff, die ganze Handlung rankt sich um die einstigen Stukkatoren und das, diese fördernde Kloster Wessobrunn, spinnt eine geheimnisvolle Geschichte um unseren einstigen Landsberger Bürgermeister und Baumeister Dominikus Zimmermann, wie er sich die Kunst der Scagliola-Arbeiten, des Stuckmalens, errang, läßt den lustigen Lechhansl, den Lech-Maler Baader hereinspringen ins Geschehen der Zeit, zeigt Cuvillier und andere berühmte Maler und Baumeister und umzieht ein wertvolles heimatgeschichtliches, ja historisches Zeitalter mit dem feinrankigen Stuckwerk seiner Erzählerkunst. Dieses wertvolle Buch sollte bei keinem Landsberger fehlen, denn es ist ja nur zu wahr, was der Dichter am Schluß des Buches einen Alten sagen läßt: „Wo aber hat es je eine Geschlechterfolge von Bauern gegeben, die in einer so langen und stolzen Reihe von Palästen und Schlössern, von Tempeln und holden Zierlichkeiten der Kunst weiter lebt wie wir, die Wessobrunner!“



Illustrierte Monatsschrift und Organ des „Historischen Vereins für Stadt und Bezirk Landsberg a. L.“

Begründet von Studienrat und Stadtarchivar J. J. Schober † Landsberg

Verantwortlicher Schriftleiter:  
Paul Winkelmayr in Landsberg a. L.

Beilage der „Landsberger Nachrichten“

Nachdruck, auch auszugsweise, ohne  
Genehmigung der Schriftlgt. verboten

Nr. 7

39. Jahrgang

1949

## Kaufering, das Dorf am Lech

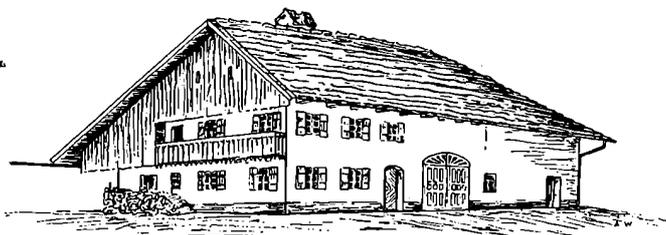
Darstellung einer Dorfheimat in landschaftskundlicher, volkskundlicher und geschichtlicher Betrachtungsweise

Von Sebastian Wolf, Landsberg

(Fortsetzung)

Auch die Einrichtung des Bauernhauses war einst eine andere. In der Stube stand noch das Spinnrad, das fröhliche und fleißige Abende schaute Lange Zeit war das Spinnrad in irgendeinem Winkel verwahrt, bis es endlich in unserer Zeit wieder Verwendung fand. Eine Standuhr tickte in der Stubenecke. In der Schlafkammer war eine große zweischläfrige, buntbemalte Himmelbettstatt, einst der Stolz der Bäuerin. Neben dem Bett stand die schön bemalte Wiege Dazu paßte auch der bunt bemalte Schrank.

Der Bauer ist stark mit seinem Haus und Heim verbunden. Der echte Bauer wird sein Anwesen niemals vertauschen oder verschachern. Er hängt mit ganzer Seele an dem Erbe seiner Väter und die Bäuerin trachtet danach, den Hof ihren Kindern ungeschmälert zu erhalten.



Altes Eindachhaus (Mittertennenbau)  
aus dem 18. Jahrh. \*

### 3. Das Bauerngärtlein

Vor dem Haus ist das Hausgärtlein. Groß ist die Liebe, mit welcher die Bäuerin das Gärtchen hegt und pflegt. Nicht allein des Nutzens wegen finden wir vor jedem Haus ein Gärtlein. Es gereicht dem Bauernhof auch zur Zierde.

\*) Anwesen Hs.-Nr. 21 zum „Heferschäffler“ (Besitzer: Braunmüller Anton), eines der ältesten Steinhäuser Kauferings, was folgende früher an dem Haus angebrachte Inschrift beweist: „Anno 1800, den 10. Juni, ist diese Kugel von dem General der Franzosen Le Courbe über den Lech durch dieses Haus geschossen worden.“

Im Hausgärtlein treffen wir allbekannte Blumen, an denen der Bauer den Umlauf der Jahreszeit abmißt. Im Frühling blühen die Schneeglöcklein, bald darauf Veilchen und Märzenbecher. Im August finden wir Astern und Dahlien. An ihrem Blühen offenbart sich, daß die Sonnenwende schon weit überschritten ist. Um Weihnachten überrascht die Christrose

Als Umfriedung der Gartenbeete wächst an den Gartenwegen entlang eine Schar von echten Hausblumen: Tag- und Nachtschatten, Maßliebchen oder Tausendschön, Buschnelken, Schwertlilien, Kapuzinerkresse, Zwischendrinnen entfalten sich stolzere Blumen: Tulpen, Akelei, Pfingstrosen (die sog. Antlebrosen), Lilien, Gladiolen, Löwenmaul, Sonnenblumen, Malven, Heckenrosen. Die vielen Blumen machen die Buntheit des Gartens aus. Wenn es Mai, Juni wird, fängt das Blühen an und es geht nimmer aus bis in die späten Herbsttage hinein.

Am Zaun entlang wachsen allerlei Zier- und Beerensträucher: Flieder, Pfefferstrauch, Spierstaude, Silberblatt, Johannis- und Stachelbeeren, Himbeere, Brombeere.

Außer den Zierblumen und -Sträuchern werden im Garten auch Nutzpflanzen angebaut. Gelbe Rüben, Rann, Zwiebel, Rettiche, Salat, Gurken, Kraut, Dotschen, Kohlrabi, Wirsing, Spinat und andere Gemüsepflanzen finden im Hausgärtlein Platz. Ein Teil dieser Gemüsepflanzen wird im Hausgarten nur gezogen und dann aufs Feld gesetzt. Daneben werden auch Heilkräuter für Mensch und Vieh (Kamille, Pfefferminz, Wermuth) angebaut und Gewürzkräuter (Liebfrauenstöckl, Majoran, Melisse, Petersilie, Schnittlauch) nicht vergessen.

Nach bäuerlichem Brauch betreut die Bäuerin den Hausgarten. Er ist das alleinige Reich der Bäuerin.

### 4. Die Dorfflur

Oben auf dem Berge und unten diesseits und jenseits des Lechs liegt die große Dorfgemarkung, die aus Wiesen, Aeckern und Wald besteht. Die Ackerflur dehnt sich hauptsächlich östlich des Dorfes aus, dort wo der Boden eine mächtige Lößlehmdecke trägt, die den Getreidebau begünstigt. Auf dem mageren Boden der Lechebene herrscht Wiesenland vor. Eine Stunde nördlich des Dorfes breitet sich der Wald aus (Westerholz).

Eine Wanderung durch die Dorfflur zeigt uns die Anordnung von Wald, Wiese und Ackerland, die Art der Feldbewirtschaftung, die Abgrenzung der Grundstücke usw. Der Katasterplan gibt Aufschluß über die Größe der Gemarkung, die durchschnittliche Größe des Grund-

besitzes der Höfe, die Flurnamen und deren Bedeutung. Der gesamte Grundbesitz der Gemeinde Kaufering an Aeckern, Wiesen, Wäldern, Oedungen und Wegen beträgt 1722 ha. Darunter sind 233 ha Wald, 560 ha Wiesen und 617 ha Ackerland. Der durchschnittliche Grundbesitz der Bauern schwankt nach der Art des bäuerlichen Betriebes zwischen 6, 12 und 30 ha.

Die einzelnen Grundstücke eines Bauern hängen bekanntlich nicht immer zusammen. Sein Besitz liegt meist zwischen Aeckern und Wiesen seiner Nachbarn. Grenzsteine teilen die einzelnen Grundstücke ab. In früheren Zeiten geschah es manchmal, daß geizige Bauern Grenzsteine versetzten, um ihren Besitz zu vergrößern. Das galt aber als schweres Verbrechen. Der Volksglaube erzählt manche Geschichte über solche Grenzfrevler. Sie fanden auch im Grabe keine Ruhe. Sie irrten als Geister umher, trugen einen schweren Grenzstein auf der Schulter und schrieten, daß es schaurig durch die Nacht hallte: „Wo soll ich den Grenzstein hinsetzen?“ Der Grenzsteinfrevler wurde nicht erlöst, bis ein Beherzter ihm begegnete, der ihm zurief: „Setz ihn hin, wo du ihn genommen hast!“

Ein sonniger Frühlingstag lockt uns hinaus in die Feldflur, die um diese Zeit wie ein bunter Teppich mit kräftigen Farben wirkt. Überall erblicken wir das frische Grün der jungen Saaten, das vom Grau oder Gelb noch brachliegender Stoppelfelder und den braunen und schwarzen Farben frischgepflügter Aecker unterbrochen wird, aus denen warmer Erdgeruch aufsteigt. Gläubig streut der Bauer die winzigen Samenkörner in die weiche Ackerscholle. Der Erde mütterlicher Schoß empfängt den heiligen Samen. Heimlich ruht das Korn in der dunklen Erdgruft — bis das neue Leben mit Gewalt die Pforte zum Licht sprengt. Wieder hebt an das ewige „Stirb und Werdel!“

Dann bringt der junge Lenz lauter neue Triebe, und fröhlich sproßt das Korn in wachsender Verjüngung. Der Sommer entfaltet das höchste Wachstum. Er führt bis an die Schwelle der goldenen Reife. Dann fallen die Aehren schwer aufs trockene Ackerland. Erntezeit! Goldener Reichtum in reicher Fülle schenkt dem Bauern, der in gläubiger Zuversicht durch alle Wechselfälle des Jahreslaufes zum Himmel aufschaut, endlich die Erfüllung seiner Hoffnung.

Nicht minder reizvoll ist ein Gang über die blühende Wiese im Frühling! Welch eine Farbenpracht liegt da vor unseren Augen! Ein breiter, saftiggrüner Wiesenteppich, mit hellem Gold der vielen Blumen überreich durchwirkt, bedeckt den Wiesengrund. Gerade vor uns liegt das Dorf, und seine roten Ziegeldächer erscheinen selbst wie Blütenflächen in all dem Busch- und Blattwerk drum herum. Ein milder, leicht süßer Duft von Blumen, Gras und frühlinghafter Erde dringt uns entgegen, ein feiner Schwellton der Insekten trifft das Ohr, und über uns am frühlingblauen Himmel singt eine Lerche ihren Hochzeitsgesang.

Bald ziert ein weißer Schleier aus den Blüten der Wucherblume und den Laternchen des Löwenzahns gewebt, das grüne Unterkleid der Wiese. Wieder etwas später prangt die Wiese in Grün mit Braun und dunklem Rot.

Wenn das Gras hoch und dicht steht und viele Wiesenblumen schon verblüht sind, dann ist Heuzeit. Prüfend überblickt der Bauer an diesen Tagen die Wiese. Eifrig schaut er früh und abends nach dem Wetter und endlich hält er den rechten Tag für gekommen. Hell und traulich klingt das Sensendengeln, das am Abend vorher länger als sonst über den Hof schallt und verkündet weithin, daß am anderen Morgen der Schnitt beginnt.

An schönen Herbsttagen, wenn der zweite Schnitt vorüber und das Grummet längst eingebracht ist, wird die Wiese zur Weidewiese. Kühe rupfen das kurze Gras und die saftigen Blätter ab. Dazwischen heben sie den Kopf und zermahlen sie die Gräser. Einige Tiere liegen in schläfrigem Behagen auf dem Wiesenboden. Am Rande der Wiese sitzt der Hirte. Sein Hund daneben mit den klugen Augen überwacht die Herde. Ruhe atmet die Wiese. Sie hält nach dem frohen, bunten Treiben des Frühlings und den heißen Sommertagen wohlverdienten Feierabend.

## 5. Die Bauernarbeit

Wir überschauen das schwere und harte Arbeitsjahr des Bauern. Im Frühjahr schaut die Arbeit aus allen Ecken. Sobald Ende März der Schnee geschmolzen und die Ackererde getrocknet ist, beginnt die Feldarbeit. Der Bauer muß den Acker umbrechen und den Samen für das Sommergetreide ausstreuen. Mühevoll Arbeit bringt der Sommer, wenn die Zeit der Heu- und Grummet-ernte und der Getreideernte kommt. Die Heuernte zählt zu den anstrengendsten Wochen im Bauernjahr. Während der Heuernte sind die Nächte des Bauern kurz. Erst nach Sonnenuntergang fährt er heim und früh kurz nach Sonnenaufgang ist er mit seiner Sense oder dem Grasmäher schon wieder auf der Wiese.

Eine schwere Arbeit hebt für den Bauern auch mit der Getreideernte an. Alles, was sich regen kann, ist draußen auf dem Felde. Erst, wenn die Schatten des Abends um Baum und Busch sich legen, ist Feierabend. Im Herbst müssen Kartoffel, Rüben und andere Feldfrüchte eingebracht werden. Hinter dem Erntewagen muß der Pflug gehen. Der Bauer muß das Feld für die Winter-saat vorbereiten. Dazu kommt im Spätherbst oder Winter das Dreschen des Getreides.

So wechselt die Arbeit des Bauern mit der Jahreszeit und mit dem Keimen, Wachsen und Reifen. Der Bauer muß jedes Jahr aufs neue pflügen und säen, mähen und abernten. Dazu kommt die Arbeit in Haus und Hof und Stall. Der Bauer hat immer Arbeit. Wenn er morgens aufsteht, beginnt sein Tagwerk und spät abends erst kommt er zur Ruhe.

Die Bauernarbeit ist schwer und hart und verursacht viel Mühe und Schweiß. Seine Arbeit wird von den Naturkräften mitbedingt, die außerhalb seiner Macht stehen. Unwetter können alle Bemühungen eines Jahres, oft sogar vieler Jahre, vernichten. An Gottes Segen ist alles gelegen. Der Bauer kann das Korn nur der Scholle anvertrauen. Der Himmel muß sein Werk segnen. Daher der fromme Sinn des Bauern und sein gläubiges Gottvertrauen. Sein Leben und Arbeiten steht dicht bei der Ewigkeit.

Auch die Sage kennt des Bauern harte Arbeit. Selbst der Teufel, der doch sonst als flinker Arbeiter gilt, kann sie nicht leisten. Einmal verdingte sich der Teufel bei einem Bauern, um irgend eine Seele zu erhaschen. Er mußte mit den Knechten mähen. Nun hatte er aber keine Übung darin und war daher so ungeschickt, daß er bald mit der Spitze in die Erde fuhr und ganze Klumpen aus dem Boden hieb. Dabei machte der Großknecht rüstig weiter und war dem Teufel so fest auf den Fersen, daß dieser, als die Sonne heiß zu scheinen anfang, vor Ermattung hinsank und ihm aus Nase und Mund Blut zu fließen begann, worauf er elendiglich umkam.

Zahlreiche volkstümliche Redensarten und Sprichwörter künden von der schweren Arbeit, die der Bauer Tag für Tag, jahrein, jahraus verrichtet. Hier können nur einige wenige solcher Sprichwörter, in denen sich oft eine tiefe Weisheit des Volkes offenbart, angeführt werden:

„Unbebauter Acker trägt keine Frucht.“

„Der Laib Brot wächst nicht aus der Erde.“

„Der Bauer, der nicht ackert, bleibt nicht lange auf dem Hof.“

„Ohne Müh' und ohne Knie ist so gut wie gar nie.“

„Willst du, Bauer, nicht verderben und auf deinem Mist gut sterben, gib der Faulheit kein Quartier.“

„Ackerwerk — Wackerwerk.“

„Man soll arbeiten und hausen, als wenn man ewig leben will, und leben, als wenn man alle Tage sterben will.“

Der Bauer kann nicht immer arbeiten. Er muß zwischen hinein auch von seiner schweren Arbeit ausruhen. Daher hat der Bauer auch seine Feste: Es folgt auf das Weihnachtsfest Silvester, Neujahr und Hl. Dreikönig; später Lichtmeß; dann kommt die Fastnacht; auf sie folgt die Karwoche mit ihren „Ratschen“, dann Ostern mit den Ostereiern und geweihten Speisen; die Maifeier

mit dem Maibaum; Pfingsten, Bittgänge, Erntefest, Kirchweih, Leonhardifest.

Diese Feste sind die großen Arbeitspausen im bäuerlichen Arbeitsjahr und die Ruhezeiten während Saat und Ernte. Im Sommer verbringt der Bauer seinen Feierabend auf dem Hausbänklein. Todmüde sitzt er mit seiner Familie bis zum Gebetläuten in der Abenddämmerung. „Das Haupt, die Füß und Händ sind froh, daß nun zum Ende die Arbeit kommen sei!“ Eine kurze Arbeitspause bringen die Vesperzeiten am Vor- und Nachmittag, zu denen er mit seinem Gesinde die „Brotzeit“ einnimmt. In den langen Winterabenden kann die Bauersfamilie die gekürzte Ruhezeit der anstrengenden Sommermonate nachholen. Sonn- und Feiertag gehören dem lieben Gott. „Am Werktag schaffe alle Ding', am Sonntag höre, bet' und sing'!“ Müde und alt geworden, kann sich der Bauer im kleinen Pfründhaus ausruhen, bis ihn der Tod heimholt zum himmlischen Feierabend.

(Fortsetzung folgt)

## Anbau- und Erntebräuche der alten Heimat

### Bärner Ländchen

Der Landmann lebt im ständigen Kampfe mit der Natur, die den Arbeitsbeginn (Frühjahr, Regenzeit), die Reihenfolge der Arbeiten (Saat, Pflege, Ernte) und die Arbeitszeit (Heuernte, Schnitt, Winter) bestimmt.

Je schwerer nun sein Kampf um sein tägliches Brot, das er einem kargen Boden abringt, ist, desto mehr verwurzelt er mit ihm, desto mehr liebt er seine Heimat. Und die Elementarschäden (Hagel, Dürre) und Viehseuchen, die ihn immer wieder heimsuchen, machen ihn nicht mutlos, sondern eifern ihn nur an.

Dieser ungleiche Kampf und die enge Naturverbundenheit ließen den Landmann die einzelnen Jahresabschnitte miteinander vergleichen, deren Entwicklung beobachten, das Wetter studieren und Richtlinien für sein Handeln im Kampfe gewinnen, die den Ertrag seiner Arbeit sichern. Diese Beobachtungen und Erfahrungen, die den Kindern und Kindeskindern weitergegeben wurden, wurden zu Wetterregeln, Lostagen und Gebräuchen, und jede Landschaft hat ihre eigenen und alle wollen das kommende Wetter anzeigen, den Arbeitsertrag sichern und danken.

### Zwiebelkalender

Er sollte das Wetter der einzelnen Monate im kommenden Jahre anzeigen. Am heiligen Abend halbierte der Vater eine große Zwiebel und legte die einzelnen Hälften mit der Mulde nach oben auf ein Brettchen und streute in jede die gleiche Menge Kochsalz. Jede Schale bedeutete einen Monat, was er sich auf dem Brettchen vermerkte. Das ganze stellte er über Nacht auf den Ofenturm. Nächsten Tag früh schaute er nach und verglich die Schalen miteinander. Die, in der das ganze Salz zerlaufen war, wies auf einen sehr nassen Monat, jene aber, in der das Salz trocken blieb, auf einen trockenen hin. Die übrigen Schalen zeigten je nach dem Grade der Feuchtigkeit einen mehr oder weniger nassen Monat an.

### Wetterregeln

Einige, die außer den in anderen Landschaften auch bekannten, bei uns Geltung hatten.

Wenns zu Maria Lichtmeß (2. 2.) fest schneit, gerät die runde Frucht. Wenn im März die Fenster gefrieren, brennt das Gras aus. Josef (19. 3.) steckt den Brand in de Ard. Erst jetzt wurde es bei uns zuhause warm. Peter und Paul' (29. 6.) regnets früh Katzen, nachmittags Mäuse. Regnet es an Margareta (13. 7.), regnets 6 Wochen. Regnets am 7 Bröder-Tag (10. 7.), regnets 7 Wochen. Ist Jakob (25. 7.) sonnig, ist der Herbst schön, ist er regnerisch, ist der Herbst naß. Trocknet am Fronleichnamstag das Gras auf der Straße schnell, so gibt es eine baldige und gute Heuernte. Ist an Barbara (4. 12.) der Wald weiß, gedeiht früh gesäte Gerste und Flachs. Viel Rauhreif zu Weihnachten bringt viel Obst.

Aus auffallenden Erscheinungen an Bäumen wurde analog auf den nächstjährigen Früchteertrag geschlos-

sen. So zeigen viel Ebereschens (Vogelbeere, *Pyrus aucuparia*) viel Roggen an. Lückenhafte Palmkätzchen (*Salix*) weisen auf lückenhafte Roggenähren hin.

### Anbau

Wenn der Bauer das erste Mal im Frühjahr auf das Feld fuhr, nahm er die Mütze und die Zügel in die linke Hand und machte mit der Peitsche vor den Zugtieren 3 Kreuze. Kam er das erste Mal vom Felde, wurde er aus dem Hinterhalte von den Mägden mit Wasser begossen. Aß man das erste Grün (Schnittlauch, Salat), zog man sich gegenseitig bei den Ohrläppchen, damit man nicht „verschlät“, fehlergerät.

Am Samstag wurde kein Dünger geführt, weil er der Maria-Tag ist. Am Karfreitag wurde nicht geackert und manche verbanden sogar den Pferden im Stalle die Hufe mit Lumpen, damit sie den Heiland in der Grabesruhe nicht stören.

Vor dem Säen wurde mit Saatgut drei Kreuze gestreut und „ei Gots Noma“ angefangen. Als Richtschnur diente: bei Vollmond gedeiht die runde Frucht (Erbsen, Wicken, Mohn), bei zunehmendem Mond die Früchte ober der Erde (Getreide), bei abnehmendem die unter ihr (Rüben, Kartoffeln).

Landarbeit erzeugt dadurch, daß sie den Körper zu gewissen Zeiten stark einseitig beansprucht, oft lang anhaltendes „Wehtun“. Gegen Rückenschmerzen (Schultern) hilft das Hinlegen auf den Rücken beim ersten Gewitter auf den Erdboden. Gegen Kreuzschmerzen (Kreuzbeinegend) hilft frisch geschoßter Hafer, den man sich in den Nacken steckte und solange drinnen ließ, bis er selbst herausfiel, was spätestens am Samstag abends bei der großen Reinigung war.

Schutz gegen Gewitter gewährt der erste Laib Brot, den man in den Ofen schiebt. Auf ihn aber müssen mit 3 Fingern der rechten Hand 3 Grübchen gedrückt, er muß auf dem Hausboden (Speicher) verkehrt auf ein Brett gelegt und darf erst dann angeschnitten werden, wenn schon wieder ein frisch gebackener vorhanden ist. Bei Gewitter wird er ins Zimmer geholt und verkehrt auf den Tisch gelegt.

### Flachsbau

Der Flachs mußte das Geld für Salz, Petroleum, Steuern und Kleider ins Haus bringen. Der Lein wurde in der Oelmühle gepreßt und das Leinöl getunkt. „Oa Leinöl und neibacknem Brot kann man sech zu an Krepel assn“. Der Leinkuchen war Krafftutter. Der schlechte Flachs, das Werg, wurde gesponnen und zu Rohleinen verarbeitet. Deshalb waren wir um das Gedeihen des Flachses sehr besorgt und recht langer Flachs war der Wunsch aller Bauern. Lange Eiszapfen in der Faschingszeit an den Dachrinnen kündeten ein gutes Flachsjahr an, und damit er recht lang werde, wurde im Fasching der Flachstanz gegangen:

Hopsa Karlina, der Tog brecht o,  
steh auf un koch dos Frühsteck ol

Dabei schwang der Vater die Mutter so hoch er nur konnte; denn so hoch würde auch der Flachs wachsen. Am Fronleichnamstage wurden vom letzten Altare Birkenzweige abgebrochen und in die Flachsfelder gesteckt, damit er so hoch wie diese wachse.

Für die Saat galt: Petronella (29. 5.) wächst nee Flocks, och Knölla (Knöterich, *Poligonum tomentosum*). Erasmus (2. 6.) ist Grasmus Wer zu Medardus (8. 6.) baut, hat gut gebaut. Und als letzter Tag des Anbaues galt der 13. 6., Anton; aber nur dann, wenn der vorhergehende Dreifaltigkeits-Sonntag nicht verregnet war. Da geriet noch der Antonia-Lein

Auf das Flachsfeld durfte man nicht austreten, weil sonst die Augen Marias verunreinigt werden. Dasselbe sagten auch die Eltern den Kindern bei Verunreinigung der Brunnen und Quellen.

### Krautbau

Sauerkraut war die einzige rohe Frischkost während des Winters. Die alten Leute aßen es meistens so, wie es aus dem Krautfasse kam, um die „Maksel“ zu ersparen (Fett, Speck).

Vor Antonia (13. 6.) war die Kropwoch. Die in dieser Woche gesetzten Kohlpflanzen werden kräftig. Während der Arbeit auf dem Krautfelde darf kein Brot ge-

gessen werden, weil sonst die Raupen kommen. Ein Mittel gegen sie war: Vor Sonnenaufgang mehrere Raupen von jeder Feldecke zu sammeln, sie in ein Säckchen geben, dazu etwas Glockenschmalz (Schmierfett vom Glockenstuhle) und etwas grünes Salz (Kupfervitriol) und so in den Kamin gehängt. Sterben die Raupen, so sterben sie auch auf dem Felde. Während der Arbeit wurde der Ackersmann mit einem großen Erdklumpen beworfen, damit das Kraut große Köpfe bekomme. Zu Bartlmä (24. 8.) darf man nicht in das Krautfeld treten, da er an diesem Tage die Krautköpfe einträgt.

Die ledigen Mädchen zwickten beim Setzen der Kohlpflanzen von einigen die Wurzeln ab und benannten sie mit Namen. Die, welche wuchsen, nannten den Zukünftigen.

Zu St. Galla (16. 10.) gehört Kraut und Vieh eis Stalla.

#### Winterroggen

Bei der Saat richteten sich die Bauern nach den Sämannen (Augentrost, Euphrasia). Blühen diese zuerst oben, heißt es, sich beeilen, blühen sie unten, hat es noch gut Weile. Auch hieß es: Bartlmä, Bauer scher dich und sä! Aber die Woche nach Kreuzerhöhung (14. 9.) war die beste Zeit für die Wintersaat.

Wenn das Korn blühte, aßen sie 3 Blüten und sprachen den Glauben. Das gibt viel Körner. Am Ostersonntag vor Sonnenaufgang wurden Kreuzchen aus geweihtem Holz und Palmzweige in die Saat gesteckt und dabei geschossen, um den bösen Geist und das Ungeziefer zu vertreiben.

#### Ernte

Um die Jahrhundertwende wurde alles Getreide noch mit der Hand gemäht. Auf jedem Felde ließ man ein Büschel stehen, sonst „nehmts Gleck. (Auch einen Apfel muß man auf einem Baume lassen.) Die Mutter nahm vom letzten Felde Aehren mit nachhause und steckte sie hinter das Stubenkreuz. Oft flocht sie ein Kränzlein. Die erste Fuhr, die in die Scheune fuhr, wurde mit Weihwasser besprengt. Wurde das letzte Getreide gemäht, brachte die Bäuerin Kaffee und Kuchen auf das Feld. Es wurde „Motz“ gemacht. Alles Getreide wurde nicht ausgedroschen. Man ließ einmal die „Hobergorb“ (Hafergarben) liegen, die am Hl. Abend dem Vieh nebst Brot mit Honig vorgelegt wurden, und „a Weschla“ bis zur nächsten Ernte übrig. Da hat's immer Getreide, meinten die Alten.

#### Beeren

In unserer Heimat gab es viele Beeren: Erdbeeren (Fragaria), Brombeeren (Rubus), Himbeeren (Rubus idaeus) und besonders Heidelbeeren (Blaubeeren, Vaccinium Myrtillus). Die getrockneten Heidelbeeren sind ein vorzügliches Mittel gegen Durchfall, eine gute Frucht in das Gebäck und als Rohkost. „Und Heidelbeertrunk met Klesla gassn, Herrschaft, dr Kaiser hot ka sets gudes Frassen!“ Vor dem 24. 6. durften keine Erdbeeren gepflückt werden; denn die gehören den Toten. Vor Beginn des Einsammelns sagten die Kinder:

Die erschta ebern Kop,  
die zweita ein Krop,  
un die dretta ein Top.

Rudolf Richter.

## Mechtildis von Diessen u. Andechs

Zu Sommeranfang, am Dreifaltigkeitssonntag, geht alljährlich von Dießen eine Bittprozession zu Ehren der seligen Mechtildis durch üppige Blumenwiesen und frischgrünen Wald hinaus zu dem über einer Quelle erbauten Mechtildis-Kapellchen am Nordhang des Dießener Burgberges, um sie vor allem um Abwendung von Unwettern, die hier — im Alpenvorland — häufig drohen, anzuflehen, oder auch, um Hilfe für Augenleiden zu erbitten. An warmen, sonnigen Tagen lagern die Pilger dann zwischen ihren Gesängen und Gebeten auf der Wiese unterhalb der von hohem Buchenwald beschatteten Kapelle. In dem grottenartig gestalteten Kapellennern ist eine jahrhundertalte Barockstatue der Heiligen im Aebtissinnengewand der Augustiner-Chorfrauen aufgestellt. Ihr Blick richtet sich auf die vor ihr sich ausbreitende wundervolle Landschaft mit den Kirchtür-

men von St. Georgen und Dießen und dem weit hinaus schimmernden Ammersee. Selbst an einem so dauernd regnerischen Tag, wie es der diesjährige Dreifaltigkeitssonntag war, ist doch die Beteiligung an dieser lieblichen kleinen Wallfahrt ungemein zahlreich gewesen. Und als ob die Heilige die zu ihr Pilgernden schützen wollte, erhob sich gerade zu Anfang des Bittgangs ein heftiger Wind, der die Regenwolken für diese Zeit vertrieb.

Am Montag nach dem Dreifaltigkeitssonntag ist aber erst der eigentliche Festtag der so jung dahingeschiedenen Aebtissin Mechtild von Dießen und Edelstetten, die — seit fast achthundert Jahren — der meistverehrte Sproß unter den vielen frommen und heiligen Gestalten aus dem berühmten und kampfesmutigen Geschlechte der Grafen von Dießen und Andechs ist. Von ihnen fanden außer Mechtildis der hl. Rathard, der hl. Rasso und die hl. Kunissa ebenfalls in der Ammerseegegend ihre letzte Ruhestätte. Auch der Vater Mechtildis, Graf Berthold II., der bereits drei Grafschaften in seiner Hand vereinigte (während seine Nachkommen ihren Machtbereich noch bis an die Adria ausdehnten), zog sich am Ende seines Lebens in das von ihm gegründete Chorherrenstift St. Maria bei Dießen als Laienbruder zurück.

Mechtildis, die ein sehr schönes Kind gewesen sein soll, war ebenfalls außergewöhnlich religiös veranlagt. Schon mit fünf Jahren verließ sie die väterliche Stammburg, welche sich auf dem Burgberg, der damals Schonenberg hieß, stolz erhob. Sie trat in das von ihrer Urgroßmutter Kunissa gegründete Kanonissenstift St. Stephan ein, das an der Stelle des jetzigen Klosters der Barmherzigen Schwestern stand. Schon in früher Jugend wurde sie Magistra; das bedeutete damals nicht nur Leiterin der Schule für adelige Jungfrauen, sondern auch des gesamten Konventes. Engelhard von Langheim, ihr Biograph, rühmt ihre hohe geistige Bildung, ihre Kunstfertigkeit in Stickereien, vor allem aber ihren vorbildlichen Gehorsam, ihre standhafte Enthaltensamkeit und „die unbeschreibliche wahrhaft engelgleiche Kraft, die schon in ihren Jugendjahren von ihrem Wesen ausging.“ Dabei war sie von Kindheit an von sehr zarter Gesundheit. Mit großer Seelenstärke überwand sie jedoch alle Leiden, die sie so oft heimsuchten, als belanglos und nur zum Irdischen gehörig.

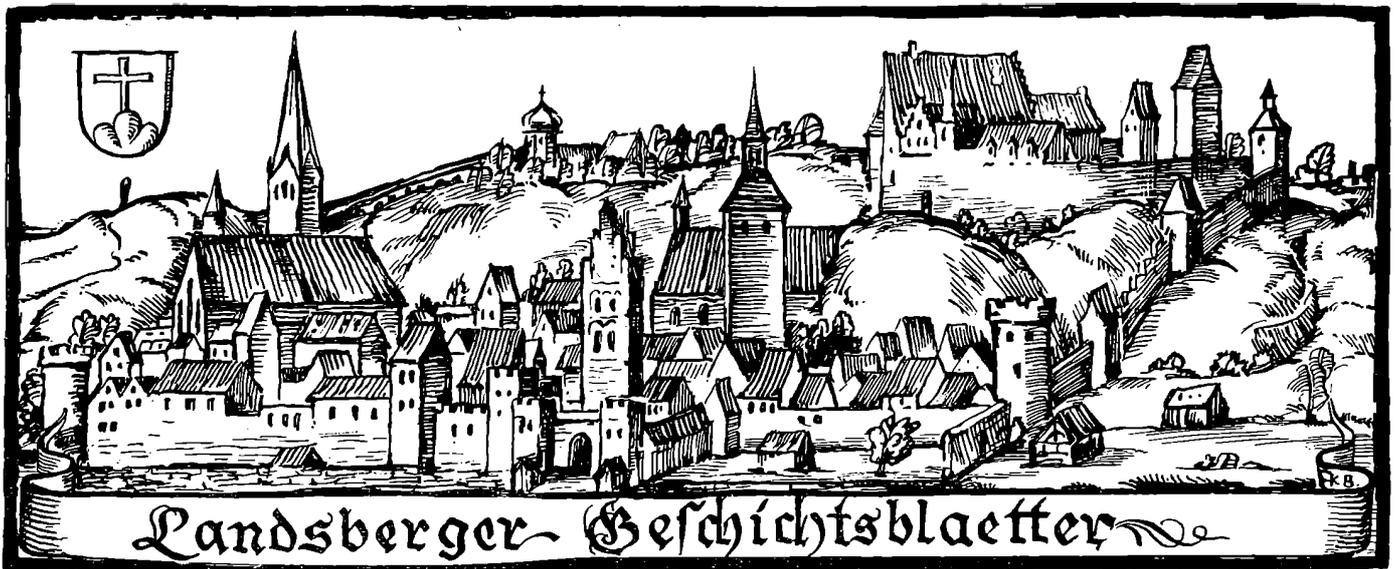
Mit 28 Jahren, d. h. 1153, erging an sie das ebenso ehren- wie verantwortungsvolle Gebot, im Stift von Edelstetten in Schwaben wiederum Zucht und Ordnung herzustellen. Gott zuliebe gehorchte Mechtildis diesem Ruf, der sie aus der geliebten Heimat riß. Im dauernden Kampf um die Seelen der ihr Anvertrauten, den sie mit all der Liebe und Freundlichkeit ihrer Seele, aber auch mit Strenge und Strafe sieben Jahre hindurch führte, sowie in der Sorge um die wirtschaftliche Sicherung des Stiftes, rieb sie vor der Zeit ihre Kräfte auf, Kaum ins Heimatkloster zu Dießen zurückgekehrt, sank sie auf ein schweres Krankenlager und starb am 31. Mai 1160, erst 35 Jahre alt.

Schon zu Lebzeiten wurde sie als Heilige verehrt, und diese innige Verehrung steigerte sich noch mehr nach ihrem Tode, nicht zuletzt durch die zahlreichen Heilungen und Erhörungen, die berichtet werden. Viele andächtige Wallfahrer pilgern nach ihrer letzten Ruhestätte in der Dießener Klosterkirche, wo ihre sterblichen Ueberreste als kostbare Reliquie in einem gläsernen Sarg sichtbar ausgestellt sind.

Bei schweren Ungewittern wird auch heute noch in Dießen die Mechtildisglocke geläutet. Bis zum Jahre 1827 war in einer Kapsel das lange goldene Haar der Mechtildis ihrer Glocke beigegeben. In jenem Jahr aber, am 31. Juli, zerstörte ein Blitz Turm und Glocke, und erst seit 1852 ertönt wieder eine Mechtildisglocke vom neuen Dießener Turm.

Statuen und Bilder, ein gewaltiges Fresko J. G. Bergmüllers am Gewölbe der Klosterkirche, ein neueres an einem Hausgiebel in der Herrenstraße halten die Erinnerung an dieses wohl kurze, aber sehr inhaltvolle Leben in den Gläubigen wach. Aber vor allem ist es die immer rege Teilnahme an dem Bittgang zur Waldkapelle, welche die innige Verbundenheit der Dießener Bevölkerung mit „ihrer Heiligen“ offenbart.

Dr. Schlosser-Kraut



Illustrierte Monatsschrift und Organ des „Historischen Vereins für Stadt und Bezirk Landsberg a. L.“

Begründet von Studienrat und Stadtarchivar J. J. Schober † Landsberg

Verantwortlicher Schriftleiter:  
Paul Winkelmayr in Landsberg a. L.

Beilage der „Landsberger Nachrichten“

Nachdruck, auch auszugsweise, ohne  
Genehmigung der Schriftlgt. verboten

Nr. 8

39. Jahrgang

1949

## Kaufering, das Dorf am Lech

Darstellung einer Dorfheimat in landschaftskundlicher,  
volkskundlicher und geschichtlicher Betrachtungsweise

Von Sebastian Wolf, Landsberg

(Fortsetzung)

### 6. Sitte und Brauchtum auf dem Dorfe

Auf dem Dorfe spielen Volksbräuche und Sitten eine große Rolle. Sie haben sich von Vater und Großvater her vererbt und bis auf den heutigen Tag erhalten. In diesen Sitten und Bräuchen lebt ihr guter Geist und frommer Sinn, die dem Bauern Glück und Segen bringen.

**Haus und Heim in Sitte und Brauchtum:** Sinnvolle alte Bräuche knüpfen sich an Haus und Heim. Am Dreikönigstag geht der Bauer durch sein Haus, Glut auf der Kohlschaufel, Weihrauch daraufstreuend. Ueberall im Hause wird Weihwasser gesprengt und die Türen werden überschrieben 19 † K † M † B 49. Am Palmsonntag wird der Palmbüschel ins Haus gebracht. Ein Zweiglein kommt hinters Kreuz im Herrgottswinkel, das andere auf den Getreideboden. Auch der Weihbrunn mit dem Weihwasser fehlt in keiner Stube. Im Weihwasser hält der Bauer den Gottessegnen im Hause fest.

**Sitten und Bräuche im Alltagsleben:** Täglich wird morgens und abends zum Gebet geläutet. Wenn der Bauer einen Brotlaib anschneidet, macht er drei Kreuzlein darauf. Da liegt ein Segen darauf. Beim Gewitter zündet die Bäuerin die Wetterkerze an. Früher gab es auch das Wetterläuten, durch das die Leute zum gemeinsamen Gebet aufgefordert wurden.

Alljährlich im Mai läßt die Dorfjugend den Maibaum erstehen, geschmückt mit den Bildern der Kirche, der Gemeinde, des Schulhauses, der Patronin des Bayerlandes, mit Arbeitsgeräten der Bauern, des Gewerbes und Handwerks, mit bunten Wimpeln und Bändern und sonstigem Zierwerk. Der Maibaum soll ein Zeichen sein, daß alle im Dorfe zusammengehören und zusammenhalten müssen und die Hoffnung auf eine bessere Zeit unseres Vaterlandes verkörpern.

Viel halten die Bauern noch auf Wetterregeln, von denen hier nur einige wenige angeführt werden können:  
„Wie das Wetter am ersten Dienstag im August, so im ganzen Monat.“

„Der Andreas-Schnee bleibt hundert Tage liegen.“

„Märzenstaub bringt Gras und Laub, Märzenschnee tut den Früchten weh.“

„März nicht zu trocken und nicht zu naß, füllt dem Bauern Scheuer und Faß.“

„Wenn der April bläst in sein Horn, so steht es gut um Heu und Korn.“

„Wenns am Karfreitag regnet, so ist das ganze Jahr gesegnet.“

„Schreit der Kuckuck lang nach Johanni, bedeutet es Mißwachs und teure Zeit.“

„Ist Georgi warm und schön, wird man noch rauhes Wetter seh'n.“

„Kommt Sankt Georg geritten auf einem Schimmel, so kommt auch ein gutes Frühjahr vom Himmel.“

„Pauli Bekehr — Winter halb hin und halb her.“

Feststunden verbringt der Bauer mit seiner Familie, mit Knechten und Mägden gemeinsam in der Bauernstube. Im Winter wird am Abend oft Heimgarten abgehalten.

Wenn der Bauer herangewachsene Kinder hat und allmählich müde wird von seiner Lebensarbeit, dann denkt er ans Uebergeben. Auf dem Hof wird eingehiratet. Der alte Bauer begibt sich in den Austrag. Von nun an lebt er im Austragsstüberl oder Austragshäusl. Der Hofbesitzer muß für den Austragsbauern sorgen, der sich für seinen weiteren Lebensunterhalt Lebensmittel, Kleidung und Geldleistungen ausgenommen hat

**An Fest- und Feiertagen:** Am Dreikönigstag zogen früher die heiligen drei Könige mit ihrem Stern umher. Drei Burschen gingen als die drei Könige aus dem Morgenland verkleidet von Haus zu Haus. Der eine von ihnen trug an einer langen Stange befestigt den „Stern von Bethlehem“. Sie sangen dabei einen Sternsinger- oder Dreikönigsspruch, dessen Schluß ein Bettelvers bildete, worauf die drei von den Hausbesitzern Backwaren, Geld und Schnaps als Geschenk erhielten.

„Die Heiligen Drei König mit ihrem Stern,  
die essen und trinken und zahlen nöt gern.  
Sie reiten auf einem weißen Roß  
vor jedes Haus, vor jedes G'schloß  
und tragen herum zum Stopfen  
einen leeren Sack und klopfen an alle Tür'n,  
ob's nöt a bisl ebbas krieg'n.“

Zu Lichtmeß ist der Bündel- oder Schlenkeltag (Ausstand der Dienstboten).

„Heut is mei Bündeltag, heut is mei Ziel,  
schickt mi da Bau'r furt, wenn er grad will“,

singen allerorts die Knechte und Mägde, sich der paar freien Tage während ihres Dienstplatzwechsels freuend.

Zu Lichtmeß ist auch Wachsweihe. Es werden Wetter- und Seelenkerzen und bunte Wachskerzen geweiht. Der Tag nach Maria Lichtmeß bringt das Fest des hl. Blasius. An diesem Tag werden die Gläubigen in der Kirche nach altem Brauch mit gekreuzten brennenden Kerzen gegen Halskrankheiten „eingeblaselt“.

Zur Faschingszeit, besonders am unsinnigen Donnerstag (lumpigen Donnerstag) gibt es Maskenaufzüge zu Fuß, Wagen und Pferd. Bis zum Faschingsdienstag um Mitternacht dauern die „narrischen“ Tage und jeder Tag bringt etwas anderes. Die Kinder rufen draußen auf der Straße:

„Lusti is di Fasnacht,  
Bal mei Mutter Küchlen bacht,  
Bal sie aba koane bacht,  
Pfeif i auf die Fasnacht . . .“

Am russigen Freitag schmiert sich die Jugend gegenseitig mit Ruß an. Am gschmalznen Samstag gibt es besonders fette Dampfudeln und Kraut oder Hutzelbrühe dazu.

Am Karfreitag geht man zum „Kreuzkussen“ in die Pfarrkirche. Am Hochaltar ist das „Heilige Grab“ mit seinen buntflackernden Lichtkugeln aufgebaut. Dort liegt ein großes Kreuz am Boden, dem man kniend die Wundmale küßt. An Ostern werden die Eier gefärbt und mit dem Osterfladen geweiht.

In die Bittwoche fallen die Bittgänge. In feierlicher Prozession ziehen die Dorfbewohner durch die Gemarkung des Dorfes. An Fronleichnam wird feierliche Prozession im Dorfe abgehalten. Der Himmelfahrtstag ist der große Segen- und Weihetag für die Früchte in Feld und Garten. Maria Himmelfahrt ist das Fest der Kräuterweihe. Kinder sammeln in Feld und Wald Blumen und Kräuter zum „Weihbüschel“, der das Haus vor Blitzschlag schützen soll.

Alljährlich am ersten Sonntag im Oktober wird das Erntefest feierlich begangen. Auf den Hochaltar der Pfarrkirche kommen Teller und Körbe mit allerlei Früchten (Getreide, Obst, Gemüse u. a.).

Ein Hauptfest ist die Kirchweih. „Es ist kein Dörflein so klein, es wird des Jahres einmal Kirchweih darin sein.“ Am Kirchweihsamstag, wenns vom Turm zwei Uhr schlägt, steckt der Mesner das Kirchweihfähnlein durch die Turmluke. Im ganzen Dorf, selbst im kleinsten Häuslerhüttl geht's geschäftig zu. Das ganze Haus wird von unten bis oben säuberlich geputzt und gereinigt. In der Küche duftet es nach schmalzigen Kirchweihnudeln und Apfelmöckeln. Was wäre auch eine ländliche Kirchweih ohne durchsichtige Fensterküchl und einen fetten Schweinsbraten. Lebt der Bauer das Jahr über äußerst einfach, Kirchweih feiert er nach schwerer Erntearbeit, Müh und Plag mit Gesottenem und Gebratenem, Süßem und Saurem, mit Kaffee und Bier in Fülle. Einmal darf nach harter Schwere des Arbeitsjahres auch Lebensgenuss und unbekümmerte Freude zu ihrem Recht kommen, bevor der nebelverhangene November hineinführt in die Stille und Dürsterheit des Winters. Die Lustbarkeiten der Kirchweih dauern auf dem Lande drei Tage.

„A richtiger Kirta  
Dauert Sunnte, Monta und Irta (= Dienstag),  
Kann sich a schicka  
Bis zum Mika (= Mittwoch).“

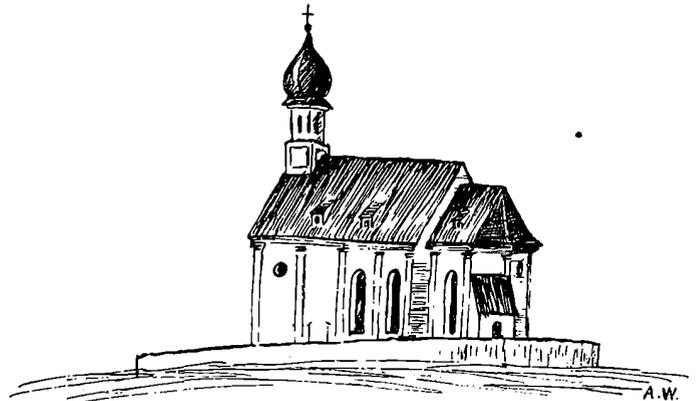
In die Adventszeit fiel früher der Klopferstag (drei Sonntage vor Weihnachten). Die Kinder klopften das Dorf ab und bettelten Nüsse, Gutseln, Aepfel und Birnbrot. Dazu sangen sie:

„Holla, holla, Klopfersta!  
Schüttl Aepfel und Bira ra!  
Gib mir, was i traga ka,  
Was i numma traga ka,  
Häng i an mein Steckn na  
und schenk's dem alta Bett'lma.  
Holla, holla, Klopfersta!“

Jedes Dorf hat alljährlich sein eigenes Fest. Das Kauferinger Fest fällt auf den 24. Juni, den Tag Johannes des Täufers. Da kommen Verwandte zu Fuß oder mit der Kutsche zu Besuch und lassen sich die guten Speisen aus der Küche der Bäuerin schmecken.

Eines der schönsten Feste des Dorfes Kaufering ist das St. Leonhards-Fest, das zu Ehren des Schutzheiligen der Tiere, des hl. Leonhard gefeiert wird. Am Leonhardtage kommt Leben in das Dorf. Jeder Bauer setzt seinen Stolz darein, zum Leonhardtage seine Pferde am schönsten herauszuputzen. Von allen Höfen kommen die blank geputzten Pferde angetrabt. In die Schweifhaare der Rosse sind weißblaue Bänder und Mäschchen mit immergrünem Buchs gewunden. Steife, sauber geschnittene Strohbuschen sind in die wallenden Mähnen und Schweife eingeflochten. Das Pferd trägt an diesem Tag das schönste Lederzeug.

Ein Böllerschuss erdröhnt! Der Zug der Reiter setzt sich in Bewegung. In die Pferdereihe sind bunte Zierwagen eingeschoben. Der Zug bewegt sich zur Leonhardikapelle hinauf. In stiller Einsamkeit steht das schmucke, weiß übertünchte Kirchlein auf einer Wiese außerhalb des Dorfes. Reiter und Wagen haben die Leonhardikapelle erreicht. Die Rosse stampfen und wiehern auf dem weiten Wiesenplan. Sie schütteln die Köpfe, daß ihr Zaumzeug rasselt. Die Menschen stehen um die Kapelle und warten.



Leonhardi-Kapelle bei Kaufering

Das Glöcklein im Kapellenturm fängt zu bimmeln an. Aus der Kirche tritt der Geistliche, der die Pferde mit geweihtem Wasser besprengt und segnet, daß sie das Jahr über von Seuche und Krankheit verschont bleiben. Dreimal bewegt sich der Zug um die Kirche. Nun geht es im scharfen Trab in das Dorf zurück. Von ferne tönt noch Trompetenklang und Trommelschlag. Die Leute verlaufen sich nach allen Seiten. In Ruhe und Frieden liegt die Leonhardikapelle auf der grünen Flur.\*

Im menschlichen Lebenslauf: Bei der Geburt eines Kindes wird ein Taufschmaus abgehalten. Die Heirat kommt oft durch den sog. Heiratsmacher zustande. Bei einer Hochzeit wird ein Hochzeitsmahl mit Tanzmusik abgehalten. Bei der Hochzeit soll kein offenes Grab auf dem Friedhof sein, weil sonst nach dem Volksglauben von den Brautleuten bald eines stirbt. Das Geschrei einer Elster im Ort, das Heulen eines Hundes oder das Schlagen der Kirchenglocken während der Wandlung bedeutet einen baldigen Sterbefall. Die Toten werden am dritten Tag nach dem Ableben beerdigt. Früher war es weit verbreitete Sitte, Totenbretter aufzustellen, die als letzte Ruhestätte im Sterbehäusl gedient hatten. Die Kauferinger Totenbretter lassen allerdings den eigentlichen Ursprung dieser Sitte nicht mehr erkennen und haben den Charakter von Epitaphien oder von Märterln. Mit tiefem Ernst erfüllt es uns, wenn wir im dachüberdeckten Aufgang zur hochgelegenen Dorfkirche eine lange Reihe solcher Totenbretter aufgestellt finden. Inschriften und Reime, auch Malereien erinnern an das Leben der Verstorbenen, deren Namen auf den Totenbrettern festgehalten sind. Die Inschriften dieser Totenbretter regen zu mancherlei Gedanken an:

„Unvergolten bleibt kein Leiden  
In Gottes schöner Stadt.  
Aus jeder Leidenssaat  
Keimt die Ernte neuer Freuden.“

\* Ueber die Entstehung des schönen Kirchleins erzählt die Sage aus Schöppners Sagenbuch, Bd. II, „Die Leonhardikapelle in Kaufering“. (Landsb. Gesch. Bl. 1904, S. 72.)

„Sieh Sterblicher! Dieses Denkmal hier  
Ist Denkmal schnellsten Todes dir:  
Vernehmlich ruft es dir zu:  
Am Rande des Grabes schwebst du,  
Thu Gottes Thaten in der Zeit  
Und freu dich der Unsterblichkeit.“

„O Thor, wozu doch Deine Sorgen  
Für eitle Schätze dieser Zeit.  
Man lebt von heute oft bis morgen  
und nichts folgt Dir zur Ewigkeit.  
Willst Du Dir einen Reisegefährten,  
So schließe Dich an Tugend an.  
Nur frommer und stets besserwerden  
Giebt frohe Aussicht, sichere Bahn  
zum hohen Ziel der Seligkeit,  
Von Ewigkeit zu Ewigkeit.“

(Fortsetzung folgt)

## Die Wallfahrtskirche „St. Wolfgang“ in Thaining

Patrozinium: St. Wolfgang 31. Oktober  
Ein Beitrag zur Ortsgeschichte von Thaining\*)  
Verfaßt von Franz Xaver Burger, Gallenbach,  
ehemaliger Pfarrer in Thaining

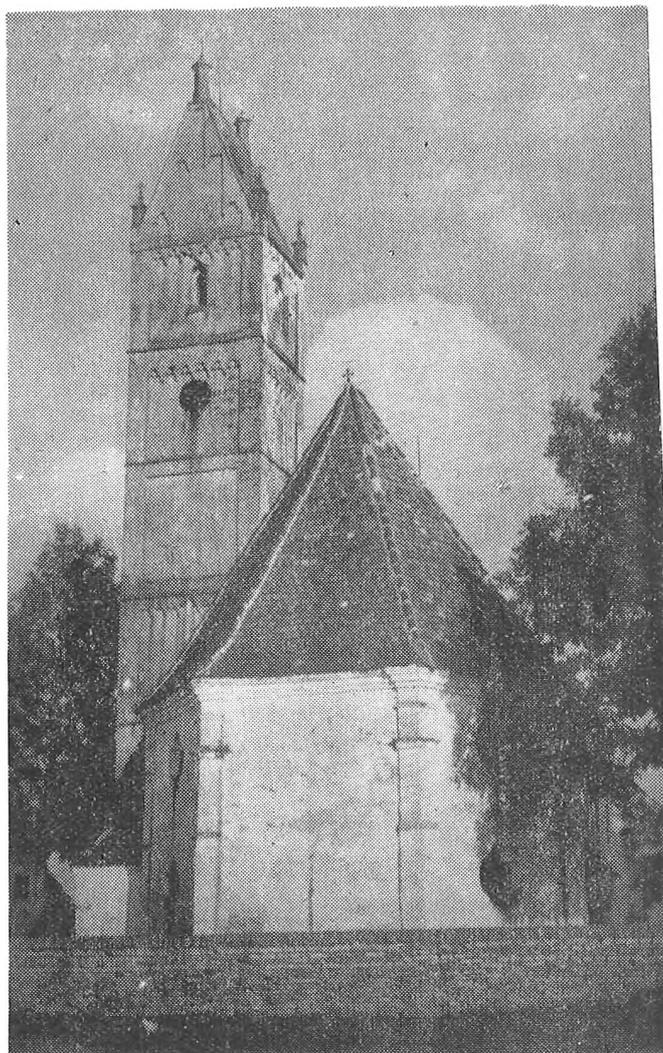
### I. Orts- und Baugeschichte

Das Pfarrdorf Thaining (frühere Schreibweise: Thueningen oder Thainingen) ist eine uralte Siedlung, nachweisbar durch die 1937 unter der Dorfstraße aufgefundenen Spuren eines heidnischen Alamannenfriedhofes aus dem 7. Jahrhundert n. Chr. Das Patrozinium der Pfarrkirche St. Martin läßt auf die Christianisierung der alamannisch-baywarischen Bewohner durch fränkische Missionare schließen. Um 700 hielt sich der Alamannenapostel St. Magnus längere Zeit in dem benachbarten Epfach auf. Die Erbauungszeit der ersten Pfarrkirche ist unbekannt. Um das Jahr 1070 wird ein gewisser Norbertus, sacerdos de Thueningen (= Priester in Thaining) als Zeuge bei einer Gerichtsverhandlung urkundlich erwähnt. Im Stadtarchiv in Landsberg ist eine Urkunde aus dem Jahr 1367 aufbewahrt, die bezeugt, daß damals der „Kirchensatz“ (= das Besetzungsrecht auf die Pfarrei) von einem gewissen „Stephan von Schwarzenberg“ und „Mechtild der Hirsauerin“ auf das neugegründete „Heilig-Geist-Spital“ in Landsberg übergegangen ist. 1490 erfolgte die Neukonsekrierung der umgebauten St. Martins-Pfarrkirche durch den Weihbischof Friedrich von Augsburg. (Die Konsekrationsurkunde ist in einer Abschrift im Saalbuch der Pfarrei vom Jahr 1748 erhalten.)

1430 erbaute ein Thaininger Bauer namens Johann Schöffler die St. Wolfgangskirche im gotischen Stil, nachdem er eine Wallfahrt nach St. Wolfgang am Wolfgangsee „enthalt Salzburg“ gemacht hatte und auf der Heimreise erkrankt war. Die ausführliche Schilderung der Entstehung der Thaininger St. Wolfgangskirche ist hier in Versen auf den großen Bildtafeln vom Jahr 1657 zu lesen. Viel älter noch ist der in Prosa abgefaßte Text, der vermutlich vom Erbauer des Kirchleins selber stammt und einst auf einer Pergament-Tafel in der Kirche zu lesen war. Im ältesten Grundbuch der Pfarrei v. J. 1644 findet sich eine Abschrift, die unter Voransetzung der Jahreszahl 1652 mit folgenden einleitenden Worten beginnt: „Waß gestalt das würdige Sankt Wolfgang Gott-

#### \*) Quellenangabe:

- H. Greisl: Die Votivkirche St. Wolfgang (Als Manuskript im Eigentum der Volksschule Thaining).  
Stöckl: Archäologischer Bericht über die Pfarrei Thaining, aufbewahrt im Pfarrarchiv.  
Kunstdenkmale Bayerns, Band Oberbayern, S. 549.  
Jos. Kunstmänn: Angaben aus seiner Doktor-Dissertation.  
Hoffmann: Bayerische Altarbaukunst.  
Dr. Fischer: Um das uralte Heiligtum des St. Wolfgang in Thaining, Veröffentlichung im Oberbayer. Generalanzeiger, Jahrg. 39, Nr. 257.  
Saalbücher der Pfarrei Thaining (aus dem Pfarrarchiv).  
Akten im Stadtarchiv Landsberg a. Lech und im Ordinariatsarchiv in Augsburg.  
Weitere Literaturangaben s. im oben genannten Manuskript von H. Greisl.



Phot. Schwarz, Issing  
St. Wolfgangskirche in Thaining

hauß end Filial oder Zukürchen allhie zu Thueningen sein Anfang genommen und mit was Wunder es erbaut worden, von einem pergamentenen Tafel hieher verzeichnet und trewlich von Wort zu Wort abgeschriben worden.“ -- „Erst haßt zu wisße, das ich Hans Schöffler zu Thueningen ein Kirchfahrt verlobt und verheiß, gethan und vollbracht hab, daß man hat zöhlt nach Christi Geburt, unseres liebe Herrn und Seligmachers 1430 mit gesundem und starkem Leib zu dem lieben Herrn St. Wolfgang enthalb Salzburg . . .“. Am Schluß dieser ziemlich langen Erzählung steht das Datum 27. Mai 1602.

(Fortsetzung folgt)

## Eine vergessene Weihestätte der hl. Anna

Nur wenige, die den Vornamen Anna tragen, werden sich bewußt sein, welch eine reiche Fülle religiöser Vorstellungen sich mit dem Begriff „hl. Anna“ gerade für Dießen verbindet und daß diese Heilige schon 1400 Jahre lang hohe Verehrung genießt, denn bereits 550 ließ der große byzantinische Kaiser Justinian I. in Konstantinopel die erste bekannte Annakirche erbauen. Und wie wenige wissen davon, daß ihre Schutzpatronin auch in der nächsten Nähe von Dießen eine durch ihre Vergangenheit und als Kunstdenkmal denkwürdige Weihestätte besitzt: St. Anna zu Romenthal.

Hinter Bäumen verborgen, daher für Vorübergehende und auch aus der Ferne unsichtbar, führt das außen so einfache Kirchlein ein abgeschiedenes Dasein, ja es ist geradezu ein Wunder, daß es überhaupt noch steht. Nach der Säkularisation ging es 1803 zugleich mit dem Gut Romenthal in Privatbesitz über. Fünfzehnmal wechselten

die Besitzer, bevor es 1937 Staatsgut wurde. Wäre es einem von ihnen eingefallen, den Bau abzutragen, so hätte ihn niemand daran hindern können, denn vor der Jahrhundertwende gab es noch keinen Denkmalschutz. Um so dankbarer müssen wir daher sein, daß uns dieses Kunstdenkmal erhalten blieb. Ist es doch aller Wahrscheinlichkeit nach eine Schöpfung Johann Michael Fischers, des berühmtesten süddeutschen Rokoko-Kirchenbaumeisters, dem wir neben vielen anderen herrlichen Kirchenbauten auch die Dießener Klosterkirche verdanken.

Aber nicht nur an diesen großen Architekten erinnert uns St. Anna zu Romenthal, sondern auch an den bedeutendsten Propst des ehemaligen Augustiner-Chorherrenstiftes zu Dießen: an Herkulan Karg (1728—55). Gottesgelehrter und Philosoph, Volkswirt und Finanzmann, Kunstfreund und -förderer, war dieser aus Innsbruck stammende (geb. 1691) Klostersvorstand der geistige Vater der erst nach seinem Tode in Romenthal erbauten Kapelle. Schon seit etwa 1570 stand an ihrer Stelle eine Vorgängerin, die, wie der aus Weilheim gebürtige Klosterbruder P. Radhardt Mayer in einer Beschreibung der Dießener Gotteshäuser berichtet, „sehr klein“ und vor dem Abbruch schon „baufällig“ war. Darin befand sich seit 1622 ein Gnadenbild der hl. Anna, zu dem viele Gottesfürchtige pilgerten, um in ihrer Not Hilfe zu erflehen. Auch von Propst Herkulan wurde sie hoch verehrt. Oft ging er, nur von einem Chorknaben begleitet, nach Romenthal, um dort das hl. Meßopfer darzubringen. Was lag also näher, als daß in ihm der Wunsch immer brennender wurde, auch der hl. Anna eine neue, würdigere Gedächtnisstätte zu errichten, nachdem er in der Klosterkirche zu Dießen der hl. Maria zu Ehren einen prächtvollen Kirchenbau hatte erstehen lassen. Eine lange Krankheit (Blasenstein), der er schließlich zum Opfer fiel, hinderte ihn an der Ausführung des Planes. Seine Durchführung konnte er nur noch als letzte „inständige Bitte“ und Vermächtnis seinem Nachfolger, Propst Berthold II. Wolff (1765—97) hinterlassen. Bereits ein Jahr nach seinem Amtsantritt erfüllt dieser den Herzenswunsch seines großen Vorgängers.

Leider liegen keine urkundlichen Berichte darüber vor, wer die St. Anna-Kapelle erbaut hat. Alles spricht jedoch dafür, daß es Joh. Mich. Fischer war, Propst Herkulan und den Architekten scheint dauernde Freundschaft verbunden zu haben. 1731 hatten die beiden Gleichaltrigen eine zweiwöchige Reise unternommen, um die bedeutendsten Kirchen Bayerns gemeinsam zu besichtigen. Als Frucht dieses Gedankenaustausches entstand 1732—38 die Dießener Klosterkirche. Es ist kaum anzunehmen, daß ein Bauherr, der mit einem Baumeister eng befreundet ist und mit ihm die besten Erfahrungen gemacht hat, für ein weiteres Bauvorhaben einen anderen als eben diesen nehmen würde. Zudem hat ein Vergleich der Romenthaler Kapelle mit anderen Bauwerken Fischers zu dem Ergebnis geführt, daß sie tatsächlich von ihm stammen muß. Auch die genial-einfache Lösung des Grundrißproblems läßt auf die Urheberschaft Fischers schließen. Es ist zu wünschen, daß es der Forschung bald gelingen möge, diese Frage durch urkundliche Nachweise endgültig zu klären.

Seit ihrer Erbauung im Jahre 1756 hat die Kapelle in ihrem Äußeren und Inneren manche Veränderung erfahren. Der bereits erwähnte P. Radhardt Mayer beschreibt ihr ursprüngliches Aussehen mit folgenden Worten:

„Propst Bertholdus (hat) gleich in dem zweiten Jahre seiner angetretenen pröpstlichen Würde . . . ein schönes, sehenswertes Gotteshaus erbaut, welches mit einer aufgemalten Kuppel versehen und mit Gemälden ausgeziert ist. Der Choraltar ist von Bildhauerarbeit neu verfertigt worden, das Altarblatt stellt Mariae Opferung dar. Die Kirche ist in das Achteck gebaut, und der zwar kleine, doch wohlproportionierte Turm mit zwei Glocken versehen. Die Verehrung aber der hl. Großmutter Anna ist von dieser Zeit sehr in Abgang gekommen, weilen das alte Gnadenbildnis von dem Choraltar auf die Seite gesetzt worden. Gegenüber ist die hl. Dreifaltigkeit und Mariae Krönung zu sehen. Es ist auch auf dem Choraltar eine anberührte Hand der hl. Anna zur Verehrung aufgesetzt.“

Von den genannten Bildwerken ist nur noch das von unbekannter Hand herrührende Altarbild und das 1757 von dem damals erst 26jährigen, in München geborenen Maler Franz Kürzinger geschaffene Deckenbild erhalten. Jenes führt den dramatischen Höhepunkt in Annas Leben, dieses die Vielgestaltigkeit des Annakults vor Augen.

Nur wenig ist aus dem Leben dieser Heiligen bekannt, die in der Bibel überhaupt nicht erwähnt wird. Was wir von ihr wissen, entstammt einer urchristlichen Legende, dem sogenannten Protoevangelium des Jakobus. Nachdem sich Anna lange Zeit vergeblich nach einem Kinde gesehnt hatte, erschien der schon hochbetagten ein Engel und verkündete ihr die baldige Erfüllung ihres Wunsches. Da gelobte sie feierlich, daß sie das Kindlein dem Herrn als Opfergabe weihen wolle, denn ihm solle es „dienen alle Tage seines Lebens“. Durch dieses Gelübde gebunden, brachte sie die Dreijährige dem Tempel dar. Diesen Augenblick, als sie ihr einziges Kind gleich hinter dem Tempelvorhang verschwinden sehen und damit für immer verlieren soll, zeigt uns das durch Uebermalungen leider etwas entstellte Altarbild.

In einer Deckenmalerei über dem Choraltar erscheint die hl. Anna als Großmutter mit dem Jesusknaben neben der Wiege sitzend, während die Gottesmutter um ihr Kind beschäftigt ist.

Als Höhepunkt der bildnerischen Darstellungen erblickt man in dem großartig komponierten Deckengemälde den Triumph und die Verherrlichung der Heiligen. Aus himmlischen Höhen nahen sich der auf einer Wolke Thronenden die drei göttlichen Personen, während von unten her, kreisförmig um den Kuppelrand angeordnet, ihre Anbeter und Hilfesuchende zu ihr aufschauen: Vertreter der Erdteile, Brandgeschädigte vor einem vom Blitz getroffenen Gebäude, Arme, ein Schiffbrüchiger, ein in Seenot befindliches Segelschiff u. a. Ihnen allen ist die Heilige Schutzpatronin, wie auch den Bergleuten, Schiffen, Witwen, den gebärenden und um Kindersegen bitenden Frauen. Erwähnt sei, daß sie auch um Schutz vor Gewittern und um gute Heuernten angerufen wurde, worauf zu einem Teil die große Verehrung zurückgehen mag, die ihr in unserer Gegend stets entgegengebracht wurde. Der grüne Mantel, mit dem sie meist dargestellt ist, wird damit in Zusammenhang gebracht. Die Farbe ist Symbol für die Hoffnung, die sie einflößt.

Alle Seiten des Annakultes hat der Maler in der Kuppel auf engstem Raum in meisterhaft gelöster Gliederung dargestellt.

Den besten Eindruck von der wundervollen Raumwirkung des kleinen achteckigen Zentralbaues hat man von dem Sängerchor. Vier Pilasterpaare bilden das Traggerüst, auf dem die Kuppel ruht. Trotzdem der Durchmesser des Innenraums nur 8 m beträgt, wirkt er keineswegs eng, zumal er nach vorn durch den angebauten rechteckigen Chorraum vergrößert wird und nach oben durch das in fernste Höhen weisende Kuppelgemälde erweitert erscheint.

Sobald wir den Blick vom Choraltar abwenden, fesseln unser Auge die im Sinne des Frührokoko noch sparsam verwendeten Rokoko-Ornamente an den Seitenwänden oberhalb der Nischen und Fenster. Deutlich wahrnehmbar ist die Steigerung des Ornamentreichtums, wenn wir von der Vorhalle zu den großen Rundbogenfenstern, die ehemals kreisrund waren, vorwärtsschreiten, worauf er nach dem Altarchor zu wieder abklingt. In immer neuen Variationen treten uns wappenschildähnliche Felder, von reichen Verzierungen und beiderseits anschließenden Blattornamenten umrahmt, entgegen. Nirgends stoßen wir auf Wiederholungen, mögen wir ein ganzes Ornament oder nur Teile davon herausgreifen. Trotz aller Abweichungen wird die Einheitlichkeit aber durch die stets gleichbleibende Grundform gewahrt.

In wenigen Jahren (1957) wird St. Anna zu Romenthal ihr 200jähriges Bestehen feiern können. Es wäre sehr zu wünschen, wenn bis dahin die 1947 begonnenen, inzwischen leider eingestellten Restaurierungsarbeiten zu Ende geführt würden, damit die Kapelle nach gründlicher Instandsetzung in würdigem Zustande wieder zu der Weihestätte werde, die sie nach dem Wunsche des größten Dießener Propstes sein sollte. Dr. Alfred Kraut.



Illustrierte Monatsschrift und Organ des „Historischen Vereins für Stadt und Bezirk Landsberg a. L.“

Begründet von Studienrat und Stadtarchivar J. J. Schober † Landsberg

Verantwortlicher Schriftleiter:  
Paul Winkelmayr in Landsberg a. L.

Beilage der „Landsberger Nachrichten“

Nachdruck, auch auszugsweise, ohne  
Genehmigung der Schriftlgt. verboten

Nr. 9

39. Jahrgang

1949

## 600 Jahre Hl.-Geistspitalstiftung Landsberg

Von Adalbert Maier und Paul Winkelmayr

### Die Jubelfeier

Es sollte ein Fest der Stiftung, der Bürger der Stadt sein, das 600jährige Jubiläum der Hl. Geistspitalstiftung am Sonntag nach Maria Geburt, am 11. September 1949, und es ist auch zu einem solchen Feste geworden.

Wenngleich schon ausführliche Berichte in den Zeitungen und besonders in den „Landsberger Nachrichten“ über die Feier erschienen sind, so ist es doch Chronistenpflicht, den Verlauf des Jubelfestes in kurzen Zügen auch in unseren Geschichtsblättern festzuhalten.

Festlich waren Malteserkirche, die Gebäude des Spitals und besonders der Säulenhof, geschmückt. Die Festpredigt hielt als ehem. Spitalpfarrer Geistl. Rat, Dekan Rothermel, Pfarrer in Gersthofen. Den Festgottesdienst hielten Stadtpfarrer Niklas, Pfarrer Schiele, Langerringen und Geistl. Rat Rothermel. Die kirchenmusikalische Umrahmung bot in erstklassiger Weise der Landsberger Jugendchor unter der bewährten Leitung von Studienrat Pfarrer Hartlmaier. Voran eine festliche Ruethenfestgruppe mit „Ludwig dem Brandenburger“ Bürgerinnen und Bürgern, zog der Stadtrat in die Kirche ein, die dicht gefüllt war von Landsbergern, die das Jubelfest miterleben wollten und von Ehrengästen, die der Stiftung durch ihr Erscheinen besondere Auszeichnung erwiesen.

Den Festakt im Säulenhof umrahmte wieder der Landsberger Jugendchor in vollendeter Weise. Oberbürgermeister Thoma im Schmucke der goldenen Amtskette entbot den Gästen den Gruß der Stadt und der Stiftung. Er sprach über die Voraussetzungen, die zur Spitalgründung führten, hob die stets geübte Wohltätigkeit hervor und sprach Dank und Anerkennung aus den Barmherzigen Schwestern, die seit 100 Jahren das Spital betreuen. Der Geist, der in der Stiftung lebe und von ihr ausgehe, müsse uns wieder durchdringen, müsse gerade in unserer harten Zeit wieder lebendig werden.

Den Festvortrag hielt Stadtrat Winkelmayr, der sich eingehend über die Geschichte der Stiftung verbreitete. Seine Ausführungen waren ein Auszug aus der nachfolgend zum Abdruck kommenden gemeinsamen Arbeit von Adalbert Maier und ihm.

Es sprachen dann noch Reg.-Direktor Dr. Mang, der die Glückwünsche des Ministerpräsidenten und des In-

nenministers, sowie des Regierungspräsidenten überbrachte und mitteilen konnte, daß der Spitalstiftung Landsberg zum Bau des Jubiläumswohngebäudes ein Staatsdarlehen in Höhe von 110 000 DM gewährt worden ist. Landtagsabg. Michel entbot die Grüße des Kultusministers und gab einen Rückblick über das politische Geschehen in der Zeit um 1349, Vergleiche ziehend mit unserer heutigen Lage. Stadtpfarrer Müller sprach für die evangelische Gemeinde, die dankbar anerkenne, daß die Wohltaten der Stiftung auch den Angehörigen der evangelischen Pfarrgemeinde zuteil werden.

Die Stadtkapelle spielte eine Standmusik und beim gemeinsamen Mittagstisch der Gäste und Pfründner sprachen ehem. Zöglinge der Waisenanstalt Dank und Gruß aus, wie auch die gegenwärtigen Waisenkinder und zwei Pfründnerinnen in gebundener Rede des Festes gedachten. Eine festliche Dankandacht in der Malteserkirche, die wiederum musikalisch durch den Jugendchor gestaltet wurde, schloß die festliche Feier unserer Stiftung.

Die nun folgenden geschichtlichen Darlegungen wollen wir beginnen mit dem Satz, den Landsbergs erster rechtsk. Bürgermeister Johann Georg Arnold in seinem Verwaltungsbericht 1889 geschrieben hat:

„Die Perle unter den Wohltätigkeitsstiftungen unserer Stadt ist unbestritten die Heilig-Geistspitalstiftung“.

### I. Einleitung

Wohl in den meisten bayerischen Städten ist ein Hl. Geistspital anzutreffen, eine Einrichtung, die vielfach als selbstverständlich angesehen und oft wenig beachtet wird. Ein näheres Eingehen auf das Wesen dieser Einrichtung erschließt uns manche bis jetzt ungeklärte Frage und läßt in uns den Wunsch laut werden, die Quellen dieser Kräfte zu ergründen. Eine Kulturstiftung, die 600 Jahre allen Stürmen der Zeit trotzte, verdient auch unser Interesse und es verlohnt sich der Mühe, eine eingehende Nachforschung anzustellen.

Im Altertum kannten selbst die Kulturstätten, die weltanschaulich richtungsweisend waren, wie Athen und Rom, in ihrer Ethik die Pflicht der Wohltätigkeit nicht. Die dort herrschende Auffassung kannte und wollte keine Fürsorge für Arme und Sieche, so daß diese Geschöpfe, sich selbst überlassen, der allgemeinen Verachtung preisgegeben waren und als Last des Staates empfunden wurden. Es mutet uns moderne Menschen eigenartig an, wenn selbst edelgedenkende Männer des Altertums wie Cicero und Seneca das Mitleid als Charakterfehler hinstellten.

(Fortsetzung folgt)

## „St. Wolfgang“ in Thaining

(Fortsetzung)

### II. Wallfahrtsgeschichte

Die Kirche wurde bald nach ihrer Erbauung eine vielbesuchte Wallfahrtskirche infolge auffallender Krankenheilungen auf die Fürbitte des Heiligen Wolfgang. Im 30jährigen Krieg wurde vermutlich die gotische Inneneinrichtung von den Schweden zerstört, nur 5 Holzfiguren aus dem 15. und 16. Jahrhundert blieben erhalten. Von ungefähr 1650 an erfolgte unter dem rührigen Pfarrer David Guett die Neueinrichtung der Kirche im Stil barocker Spätrenaissance (vgl. Entstehung der großen Motivtafeln 1657 und Vollendung des Hochaltars 1664). Im Jahre 1710 wurde die barocke Neugestaltung der Kirche abgeschlossen durch Anfügung eines polygonen Westchors mit reichverzierter Empore. Die Wallfahrt nahm nach dem 30jährigen Krieg einen bedeutenden Aufschwung. Es kamen an den großen Wallfahrtstagen (Pfungstienstag und St. Wolfgangstag) an 25 Fahnen, wie es in einem Visitationsbericht an das bischöfliche Ordinariat vom Jahr 1657 heißt. Die noch erhaltenen kleineren Motivtafeln von 1656, 1749, 1773 und 1790 sind die Ueberreste von vielen anderen aus jener Zeit. Sie zeigen, wie St. Wolfgang damals als besonderer Patron für Roß und Vieh verehrt wurde, weshalb man auch mit den Haustieren um die Kirche herumzog und sie segnen ließ. (Vergleiche die große Motivtafel neben der Eingangstür!). Vermutlich bestand zwischen 1650 und 1750 auch eine „5 Wunden-Bruderschaft“ bei der Kirche, worauf Kreuzaltar und Chorgestühl hindeuten. (Näheres s. unter V. Innenausstattung!). Die starkbesuchte Wallfahrt war wohl auch Ursache, warum der Neubau des Pfarrgotteshauses St. Martin in den Jahren 1762—64 so unverhältnismäßig groß durchgeführt wurde. Aber schon bald darauf läßt der Besuch der Wallfahrtsstätte bedeutend nach, teils infolge der nahegelegenen herrlichen Wallfahrtskirche Vilgertshofen, teils infolge der Aufklärung und Säkularisation. Mitte des 19. Jahrhunderts hat die Wallfahrt völlig aufgehört. Uebrig geblieben ist die Feier des Pfungstienstages, des St. Wolfgangstages, des Stephanstages, sowie die wöchentlich am Freitag stattfindende heilige Messe.

### III. Baumeister und Künstler

Die Baumeister des Erstbaues von 1430 und des Umbaues im 17. Jahrhundert sind unbekannt. Die Künstler der herrlichen Holzfiguren, die fast alle aus der 2. Hälfte des 17. Jhrh. stammen, sind zum großen Teil Angehörige der Bildschnitzer-Familie Loidl (Luidl) in Landsberg. Joseph Kunstmann, bischöfl. Sekretär und Domvikar in Augsburg, urteilt in seiner Dissertation über die Künstlerfamilie Loidl folgendermaßen über die Künstler der Inneneinrichtung:

Die Formenwelt des Hochaltars (signiert 1664) steht in direkter Beziehung zu den Weilheimer Künstlern jener Zeit. Diese sind wiederum maßgebend beeinflusst worden von Bartholomäus Steinle, dem Schöpfer des großen Marien-Hochaltars in Stanz in Tirol. Steinle hat nachweisbar 1614 in Tirol gearbeitet. Aus der Werkstatt seiner Nachfahren, die bis an die Grenze des 18. Jhrh. in Weilheim arbeiteten, dürfte der Hochaltar unserer St. Wolfgangskirche hervorgegangen sein. An den etwas später wie der Hochaltar hergestellten Seitenaltären zeigt sich der Uebergang von der „Weilheimer Schule“ zu den Formen der „Loidl-Werkstätte“. Bestimmt kann man sagen, daß die Assistenzfiguren am Kreuzaltar, sowie die Figuren der Bischöfe Narzissus und Ambrosius aus der Loidl-Werkstätte sind. Beweis hiefür ist die Wiederholung dieser Figuren im ganzen Landsberger Gebiet (Penzing, Kaufering, Feldkapelle in Weil). Die beiden Bischöfe Narzissus und Ambrosius kommen auch wieder vor in Weißenhorn und Kirchhaslach, wo Söhne des Lorenz Loidl um 1730 arbeiteten.

Der ganze Komplex der Loidl-Gruppe in unserer St. Wolfgangkirche dürfte bald nach 1680 entstanden sein, weil er der ersten Stilform des Lorenz Loidl angehört. Dieser Lorenz Loidl der Aeltere (zum Unterschied

von seinem gleichnamigen Sohn) war der erste Künstler aus der Loidlfamilie. Er hat vermutlich 1671 bei der Renovierung der Wessobrunner Stiftskirche mitgewirkt und dabei maßgebende Beeinflussung für sein weiteres künstlerisches Schaffen durch die Weilheimer Künstler erfahren. Die Engelfiguren auf dem Chorgestühl unserer Kirche stammen wohl auch aus der Loidlwerkstätte, während die schildtragenden Engel über dem Kreuzaltar etwas früher, ca. 1664, entstanden sein dürften.

(Fortsetzung folgt)

## Kaufering, das Dorf am Lech

Darstellung einer Dorfheimat in landschaftskundlicher, volkskundlicher und geschichtlicher Betrachtungsweise

Von Sebastian Wolf, Landsberg

(Schluß)

### 7. Die Hofmark

Kaufering zählt zu den uralten ing-Siedlungen des Lechrains, die sicher älter als 1000 Jahre sind. Die Entstehung des Dorfes geht zurück auf die Zeit zwischen 500 und 600 n. Chr. als sich unsere Vorfahren sippenweise in unserer Heimat ansiedelten. Den Kern des Dorfes bildete der Hof des Sippenältesten (Dorfältesten). Sein Hof hob sich nach Lage, Größe und Flurbesitz von allen anderen Häusern heraus, die um diesen Mittelpunkt herum allmählich entstanden. Mit der Seßhaftigkeit der Eingewanderten wird der dem entstehenden Dorf benachbarte Boden gemeinsam bewirtschaftet und gemeinsam genutzt. Für die rechte Nutzung sorgte die starke Hand des Sippenältesten. Bald konnten aber jene ersten, gemeinsam bebauten Felder nicht mehr ausreichen. Neue Stücke der großen Dorfgemarkung, die bisher Wald- und Weideland waren, wurden als Ackerboden gewonnen und an die einzelnen Bauern verteilt. So kamen die Bauern zum ersten Eigenbesitz. Jene gemeinsam bewirtschafteten ersten Felder, die unter Leitung des Sippenältesten bei der ersten Ansiedlung angelegt wurden, kamen in den Besitz der Nachfolger jenes ortsgründenden Sippenältesten. Schmiede und Mühle waren die zwei ältesten Gewerbebetriebe des Dorfes. Ein Geistlicher wurde angestellt, der für das geistige Wohl der Gemeinde sorgte.

Seitdem die Bauern Eigenbesitz hatten, brauchten sie einen Herrn, der den Schutz ihres Eigentums übernahm. Diese Aufgabe fiel zunächst dem Dorfältesten, später der Grafschaft, dem Kloster oder Bistum zu, zu deren Besitz das Dorf gehörte (Grundherr).

Das Dorf Kaufering war welfischer Besitz. Die prachtliebenden Welfen, die über den ganzen Lechrain zu gebieten hatten, gründeten im 12. Jahrhundert hier eine Burg. Diese lag auf dem Burgsel gegenüber dem Kirchberg, von dem sie durch einen tiefen Hohlweg getrennt war.\* Gräben und Wälle des einst hier gestandenen Schlosses sind heute noch sichtbar. Die Kauferinger Burg war herrlich gelegen. Von hier übersah man jenseits des Flusses das ganze Lechfeld bis weit ins Schwäbische hinaus, und hinunter bis zur herrlichen Augusta und diesseits entdeckten die forschenden Augen zahlreiche Dörfer, die sich auf dem mit schweren Getreidehalmen übersäten Landstrich in die Ferne hingen.

Auf der Kaufringer Burg hat schon Welf IV., der 1070 mit dem Herzogtum Bayern belehnt wurde und als Herzog von Bayern den Namen Welf I. führte (gest. 1101) Hof gehalten. Hier wurden die Herzöge Welf II. (oder V. in seiner Familie; 1101—1120) und Heinrich IX., der Schwarze, auch der Kaufringer benannt (1120—1126), geboren. Der vorgenannte Herzog Welf II. erkrankte auf der Burg und starb im 19. Jahre seiner Regierung als Herzog von Bayern hier am 24. September 1120 im Alter von 48 Jahren, nachdem er vorher alles gut geordnet hatte. Er wurde im Hauskloster zu Weingarten in Württemberg neben seinen Eltern beigesetzt.

\* Entgegen der Auffassung, die alte Welfenburg sei auf der Höhe von Haltenberg gestanden und Kaufering habe nur einen Maierhof besessen, ist eine ehemalige Welfenburg auf dem Burgsel bei Kaufering urkundlich nachgewiesen.

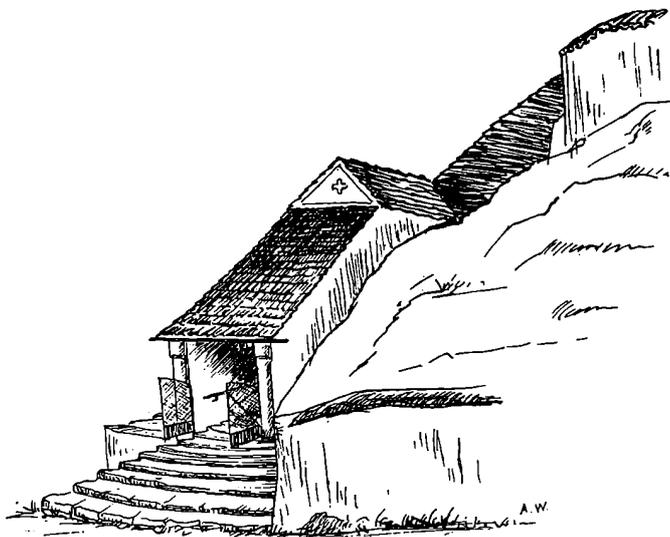
Unter dem Schutze der Burg zog die Salzstraße bei Kaufering über den Lech, bis Heinrich der Löwe, der Gründer Münchens, 1158 den Lechübergang nach Landsberg verlegte.

Im 12. Jahrhundert zerfiel die Welfenburg auf dem Burgsel. Dafür entstand im Ort selbst ein Schloß, das im südlichen Teil des Dorfes lag. Das Schloß, eine Art zweiter Hofmark, wurde um 1558 erbaut. Es soll früher Hofenberg (Hoffenberg) geheißen haben und wurde später der Sitz der vereinigten Hofmarken. Auf dem Schloß hausten die Grundherrschaften, an welche die Hofmark Kaufering als herzogliches Lehen vergeben wurde. Im 12. Jahrhundert war in Kaufering das vornehme Adelsgeschlecht der Kauferinger ansässig, die sich nach dem Orte (1033 Chuferingen benannt) bezeichnet hatten. In alten Urkunden lesen wir von Pero von Kueuringen und Dietrich von Chufringen, von Tragebote, Alberich und Tiderich von Kaufering. Im 12. und 13. Jahrhundert leben in Kaufering die Geschlechter der Rerbacher, der Thorer, Rucher, Grimm u. a.

Außer den genannten Geschlechtern traten damals auch geistliche und bürgerliche Dorfgrundherrschaften in Kaufering auf. So finden wir im 13. Jahrhundert unter den Dorfherrn von Kaufering die Stifte Altomünster und die Abtei Benediktbeuren,\* (auch Kloster Andechs und das Stift Dießen hatten in dem Dorf Besitzungen), ferner die Bürger Schmalholz von Landsberg, die die Hofmark an Herzog Wolfgang von Bayern verschrieben, die Gebrüder Haydenbücher u. a. Im Jahre 1585 war die Hofmark Kaufering an die Bürgerschaft von Landsberg übergegangen, von der sie am 4. März 1602 Pfalzgraf Maximilian erstand.

An den einstigen Hofmarkbesitz erinnert noch eine Gedenktafel an Hausnummer 109:

„Das Schloß der Welfen\*\*) stand 1021 und wurde später von Eberhard Rorbach bewohnt und 1836 von Baron Donnersberg\*\*\*) abgebrochen.“



Ueberdeckter Kirchenaufgang in Kaufering

#### Bauernnot in früherer Zeit

Als sich in früherer Zeit die ersten Bauern ansiedelten, waren sie frei und unabhängig. Jeder Bauer war sein eigener Herr. Das blieb aber nicht so. Später wurde der Bauer von seinem Grundherrschaften abhängig, der auf der Hofmark saß. Alles, was der Bauer besaß, war eigentlich

\*) Auf die Erwerbung von Gütern in Chufringen im Jahre 1033 durch Abt Gothelm von Benediktbeuern gehen die ersten geschichtlichen Nachrichten über das Pfarrdorf Kaufering zurück, dessen Gründung aber in viel früherer Zeit erfolgt ist.

\*\*) Irrtümlicherweise wurde auf der Inschrift das bekanntlich auf dem Burgsel gegenüber der Pfarrkirche befindliche alte Welfenschloß in dieses Haus verlegt. In Wirklichkeit stand hier das Schloß Hofenberg (= Hof in Kufringen).

\*\*\*) Das Geschlecht der Freiherrn von Donnersberg hatte die Kauferinger Hofmark seit 1624 inne.

Eigentum des Grundherrschaften, der ihm Hof und Flur als Lehen dauernd verpachtet hatte. Dafür mußte der Bauer für den Gutsherrschaften zu bestimmten Zeiten Arbeiten verrichten und auch einen Teil seiner Ernte und Einkünfte an diesen abführen. Die Arbeit, die der Bauer zu verrichten hatte, hieß Fron und die Abgaben, die er zu leisten hatte, nannte man den Zehent.

Nach der Art der zu leistenden Arbeit unterschied man eine Hand- und eine Zugfron. An bestimmten Tagen ließ der Grundherrschaften die Fröner zur Arbeit antreten. Im Jahre 1589 war das Scharwerk der Untertanen der Hofmarkherrschaft Kaufering (damals Stadt Landsberg) beispielsweise so geregelt, daß jeder Untertan der Grundherrschaft der Hofmark jährlich acht Tage Scharwerk zu leisten hatte. An diesen Tagen mußte von jeder untätigen Familie ein Familienmitglied auf dem Hof des Gutsherrschaften erscheinen, wo dann der einzelne Fröner die Arbeit zugewiesen erhielt. Da gab es Arbeit bei der Ernte, bei der Feldbestellung, beim Dreschen, beim Ausfischen der Teiche, bei der Schafschur, beim Holzmachen, beim Flachsspinnen usw. Auch zur Nachtwache waren die Fröner bestimmt. Sie mußten die Herrschaft vor Diebstählen, Einbrüchen und Brandlegung sichern.

Zur Zugfron gehörten alle Arbeiten, bei denen die Hilfe von Zugtieren nötig war, wie Pflügen, Einfahren von Heu und Getreide, Holzfahren, Sand- und Steinfahren. Der Zugfröner mußte auch seinen Knecht, seinen Wagen und seinen Pflug mit zu diesen Arbeiten zur Verfügung stellen. Auch bei Reisen mußte der Bauer der Herrschaft seine Pferde überlassen. In Kriegszeiten war die Zugfron besonders hart. Die Fröner mußten für das Heer Kriegsführen leisten, bei denen ihr Gespann oft tage- und wochenlang unterwegs war. Auch zu Treibjagden wurden die Untertanen herangezogen. Am 26. Februar 1624 wurde durch kurfürstliches Dekret angeordnet, daß jeder Untertan verpflichtet ist, bei Treibjagden zu erscheinen, welche der Kurfürst, der das Jagdrecht in Kaufering besaß, abhielt.

Außer diesen Arbeitsverpflichtungen hatte der Bauer auch einen Teil seiner Viehzucht- und Ackererträge an die Gutsherrschaften abzuliefern. Was er zu geben hatte, betrug den 10. Teil seines ganzen Ertrages (daher der Name Zehent!). So mußte jeder untätige Bauer in der Woche vor Weihnachten eine gewisse Menge Korn, Haber und Gerste abliefern. Zu Michelis mußte vom Bauern die Geldzinsung geleistet werden. Der Gutsherrschaften nahm dafür auch Erzeugnisse der Wirtschaft wie Eier, Enten, Hühner, Obst, Mist usw. der Fröner war ja nur ein Pächter und dafür mußte er der Herrschaft einen Zins entrichten, den er teils durch Geld, teils durch Feldfrüchte und andere Erzeugnisse bezahlte.

Dellinger gibt in seiner „Hofmarch Kaufering“ Aufschluß über die örtlichen Abgaben, die von den untätigen Bauern Kauferings geleistet werden mußten. Das Blumenthalische Saalbuch von 1582 benennt folgende Abgaben, welche von einem nicht näher bezeichneten Hof an das Haus Blumenthal jährlich entrichtet werden mußten: „2 Schilling Pfennige, 6 Schäffl Roggen und 1 Metzen Haber, 2 Gänse, 4 Hühner, 150 Eier und ein Fastnachthuhn.“ Der Untertan Hans Bauer, an den anno 1678 den 13. Oktober die Freistiftsgerechtigkeit verliehen worden war, mußte an das Haus Donnersberg jährlich „17½ kr. und 6 Schäffl Roggen, 6 Schäffl Haber und 1 Metzen; dann 2 Gänse, 2 Fastnachthennen, 4 Hühner und 100 Eier, dann von einer Lechfeldwiese 1 Schilling 5 Pfennig“ geben.

Starb ein Bauer, so mußte sein Sohn den schönsten Ochsen, das stärkste Pferd, die beste Milchkuh abliefern (Besthaupt). So kam es vor, daß mancher Bauer kein Zugpferd mehr im Stalle hatte. Er mußte dann selbst den Pflug ziehen.

Der Bauer war auf diese Weise zur Leibeigenschaft heruntergesunken. Er mußte nicht allein schwere Fronarbeit leisten und hohe Abgaben entrichten. Er durfte auch nicht einmal den Hof verlassen, wenn er wollte, er durfte nicht heiraten, wenn er nicht die Bewilligung des Gutsherrschaften erlangte. Da der Gutsherrschaften auch der Richter („Hofmarchrichter“) seiner Bauern war, so bekam er nirgends Hilfe, weil er nirgends klagen konnte. War der

Bauer widerspenstig oder konnte er die vorgeschriebenen Abgaben nicht leisten, dann wurde er mit Stockhieben bestraft oder eingekerkert.

So lebte der Bauer viele Jahrhunderte lang als unfreier, geplagter Mann in der Leibeigenschaft bis endlich der König sein unwürdiges Los erkannte und ihn von seiner Last befreite. In Bayern geschah dies durch König Maximilian I. Josef im Jahre 1808. Er wußte, daß ein zufriedener Bauer die beste Stütze des Staates sei. Er hob die Leibeigenschaft auf und schaffte die Fron und den Zehent ab. So endete das drückende Los des Bauernstandes. Seither lebt der Bauer als freier Mann auf seinem Hof.

### 9. Kaufering in Kriegszeiten

Kaufering hatte schwere Kriegszeiten durchzumachen. Herzog Stephan II. von Bayern ließ sich 1372 zu einer Fehde gegen die Bürger von Augsburg verleiten. Am 18. Juni 1372 zogen die Söldner der Stadt Augsburg mit offenem Banner aus und brannten die Vorstädte der Stadt Landsberg, Sandau (Sandow), Kaufringen und Scheuring nieder.

Im Jahre 1492 kam abermals schweres Kriegsleid über Kaufering. Herzog Albrecht IV. von Bayern war vom Kaiser als Reichsfeind geächtet worden. Eberhard, Graf vom Württemberg, führte die Truppen des Schwäbischen Bundes gegen den Herzog und sammelte sein Kriegsheer auf dem Lechfelde. Auf einer Faßbrücke überschritten die Truppen den Lech. Die Aufgebote der Stadt Memmingen und Biberach erstürmten am 12. Mai 1492 Kaufering und plünderten es.

Großes Elend brachte der Schwedenkrieg (Dreißigjähriger Krieg) über das Dorf Kaufering. Der Lechraingeriet in die Gewalt der Schweden. All die Leiden, welche über das unglückliche Landsberg kamen, mußte auch Kaufering erdulden. Wiederholt wurde Kaufering von schwedischen und kaiserlichen Soldaten heimgesucht (1631, 1632, 1633, 1646, 1647). Längere Zeit lagerten die Schweden unter dem schwedischen Marschall von Wrangel bei Kaufering. Oft flüchteten die Dorfbewohner und suchten sicheren Aufenthalt in den Wäldern und Nachbarhöfen. Verwüstungen und Plünderungen waren während der Zeit des Schwedeneinfalles keine Seltenheit. Die Altäre der Dorfkirche wurden entweiht. Die Bauern konnten ihre Aecker nicht mehr bestellen. Ein Drittel aller Aecker blieb unangebaut. Um den räuberischen Feinden den Lechübergang zu wehren, mußte die Brücke abgebrochen werden. Dies konnte aber nicht verhindern, daß die Schweden bei ihrem Rückzug, nachdem sie den unteren Lechraim gründlich verwüstet hatten, am 10. Oktober 1648 bei Kaufering den Lech überschritten.

Zu all den Leiden und Schrecken des Krieges kam noch die Pest, die von 1628—1630 in Kaufering wütete. Ueberall ging die Seuche um. Herzensangst ergriff die Menschen, Kopfschmerzen, Uebelkeit und Erbrechen. Die Atmung wird schwer. Ein Fieber befällt die Kranken. Dann durchbrechen schwarze Beulen die Leiber der Siechen. Der schwarze Tod fällt in Kaufering ein! Wie eine Gottesgeißel liegt es auf dem Dorf. Kein Mensch wagt sich mehr in die Nähe des anderen. Kinder fliehen vor den Eltern, die Eltern vor den Kindern. Auf allen Lebenden vom Kinde bis zum Greis lastet schlotternde Todesangst. „Die Pest! Barmherziger Gott, schütz uns vor dem schwarzen Tod!“ klagten die Leute in ihrer Verzweiflung.

Der Tod hielt reiche Ernte. Ohne Beichte starben die Menschen dahin. Nacht um Nacht fuhr der Pestkarren durch das Dorf. Wo die Pest auftrat, herrschte grausiges Entsetzen und wo sie abzog, blieb trostlose Stille. Ganze Höfe waren ausgestorben.

An die Pestzeit erinnert noch die Pestkapelle (Walburgis-Kapelle), eine halbe Stunde nordöstlich vom Ort gelegen, auf deren Friedhof die zu Pestzeiten Verstorbenen nachts beerdigt wurden. Heute rauschen über den Gräbern die Kronen hochgewachsener Bäume.

Während der Franzosenkriege (Napoleonische Kriege) wurde Kaufering mehrmals schwer heimgesucht. Nachdem der verderbliche Krieg zwischen den Deutschen und Franzosen mit wechselndem Glück geführt

worden war, wurde er endlich auch in unsere Heimat hereingetragen. Am 17. September 1796 drangen die Franzosen in Kaufering ein, nachdem sie kurz vorher das benachbarte Landsberg besetzt hatten. Man schlug Sturm. Die Bauern bewaffneten sich mit Prügeln, Sensen und Dreschlegeln. Was fliehen konnte, floh. Die wenigen Zurückgebliebenen wurden mißhandelt und ausgeraubt. Die Franzosen forderten 200 Gulden Brandschatzung und gaben sich damit zufrieden. Eine Abteilung Franzosen von der Truppe des Generals Lecourbe überschwamm bei Kaufering am 12. Juni 1800 den Lech und vertrieb die Bayern vom anderen Ufer.

Seitdem dauerten die Durchmärsche und Einquartierungen bis zum Jahre 1812 an. Immer wieder erschienen französische Abteilungen in Kaufering. Dann wieder waren es kaiserliche Truppen, die sich des Ortes bemächtigten. Jahrlang kam das Dorf zu keiner Ruhe. Die Dorfbewohner hatten ihr Hab und Gut im Stroh versteckt, um es vor Plünderung und Raub zu bewahren. Geld verbargen die Leute in Mauerlöchern oder sie vergruben es im Garten. Die Soldaten, ob Freund oder Feind, nahmen an Heu, Stroh, Getreide, Pferden, Riedvieh, so viel sie brauchten. Um den Hunger zu stillen, schlugen sie Hühner, Enten und Gänse tot. Schafe und Schweine trieben sie zum Tor hinaus. Für die Lieferungen an das Heer wurde kein Kreuzer bezahlt. Die Dorfbewohner hatten ein jammervolles Leben. Zu all dem Unheil und Unglück kamen Viehseuchen, die den Viehstand verminderten. Eine allgemeine Teuerung verschlimmerte die Lage der Dörfner.

Endlich nach 16 banger Jahren (1796—1812) kam die Stunde der Erlösung. Die Franzosen zogen endgültig ab. Alles jubelte auf und war voll Dank gegen die Vorsehung, als die letzten Soldaten dem Dorf den Rücken kehrten. Die Kauferinger brachten zum Dank für die Errettung des Dorfes aus jener Franzosenzeit eine Tafel an der Kirche an, die alle späteren Geschlechter an die Schrecknisse des Krieges gemahnen soll, der so unsägliches Leid über das Dorf gebracht hatte.

\* \* \*

Wir sind am Ende unserer Betrachtung, die ein Gesamtbild der Dorfheimat Kaufering zu vermitteln und mit den Menschen und ihrer Behausung, ihren Sitten und Gebräuchen, ihrem Schaffen und Arbeiten, mit der Geschichte des Dorfes und dem Bauernleben in früherer Zeit bekannt zu machen versuchte. Wenn wir so in wissendem Erleben die Dorfheimat durchdringen, werden wir beglückt die Schönheit festgewurzelter bäuerlichen Brauchtums zu ahnen vermögen und das bäuerliche Leben mit seiner Sonderart und mit seinen eigentümlichen Zügen begreifen lernen. Dann können wir mit dem Dichter sagen:

„Bauernleben ist das seligste Leben.

Bauer, du hast dein Haus, es ist nicht viel wert, aber es ist dein eigen.

Du hast deine Erde; sie ist nur eine Handvoll, aber sie gehört dir.

Dein Huhn, dein Ei, der Apfel; sie gehören dir!

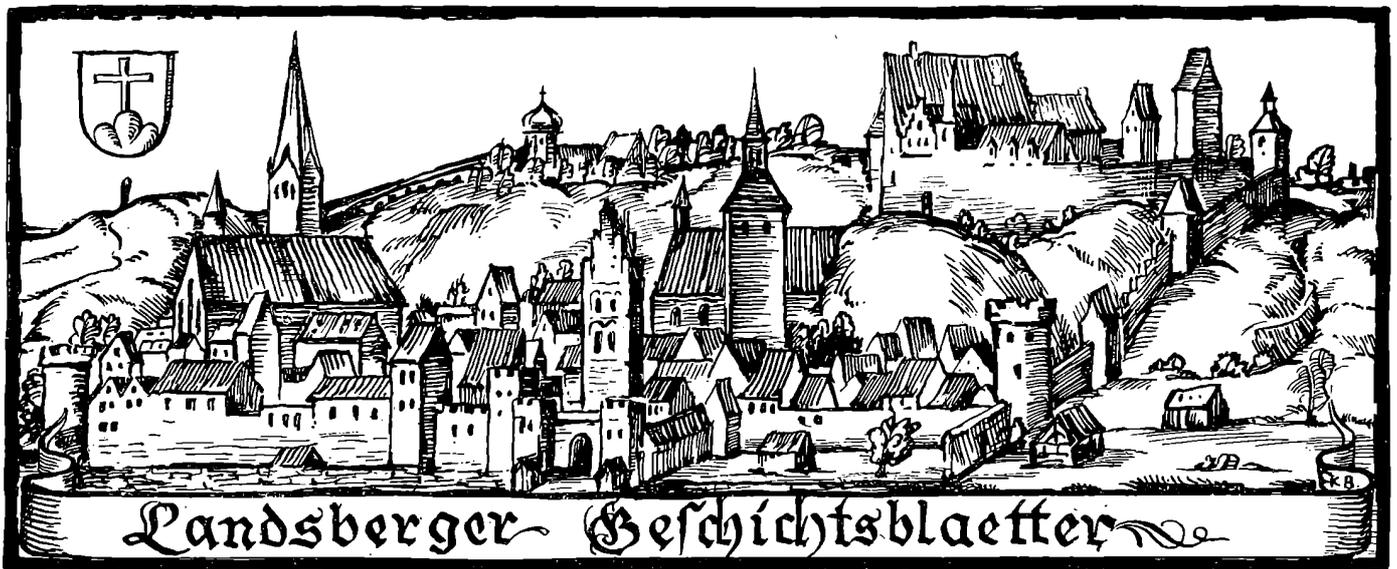
Du bist auf deiner Erde ein König!

Und dann die Ordnung: Wenn du des Morgens aufstehst, arbeitest du: im Frühling das eine, im Sommer das andere, im Herbst und im Winter ist es wieder etwas anderes.“

### Quellenhinweise

- Dellinger Joachim\*): Die Hofmarch Kaufring, Pfarrdorf am Lech. Oberb. Archiv 9. Bd. 1848, S. 254 ff.  
 Dellinger Joachim: Die Schmalholz als Hofmarksherrn in Kaufering. Oberb. Archiv Bd. 7 1846, S. 163 ff.  
 Gernhart Ludwig: Ortsgeschichte Kaufering. Zur Erinnerung an das Jahr 1033. Manuskript.  
 Gernhart Ludwig: Kaufering. Landsb. Gesch.-Bl. 1933 S. 93.  
 Lochbrunner Ludwig: Die Kauferinger Totenbretter. Landsb. Gesch.-Bl. 1926 S. 3.

\*) Der aus Kaufering stammende Geistliche Joachim Dellinger (1810—1867) war für unser Gebiet als Ortsgeschichtsforscher tätig. Seine Aufsätze kamen im Oberb. Archiv für vaterländische Geschichte, herausgegeben vom Historischen Verein von Oberbayern zur Veröffentlichung.



Illustrierte Monatsschrift und Organ des „Historischen Vereins für Stadt und Bezirk Landsberg a. L.“

Begründet von Studienrat und Stadtarchivar J. J. Schober † Landsberg

Verantwortlicher Schriftleiter:  
Paul Winkelmayr in Landsberg a. L.

Beilage der „Landsberger Nachrichten“

Nachdruck, auch auszugsweise, ohne  
Genehmigung der Schriftlfg. verboten

Nr. 10

39. Jahrgang

1949

## 600 Jahre Hl.-Geistspitalstiftung Landsberg

Von Adalbert Maier und Paul Winkelmayr

(Fortsetzung)

Es gab damals wohl Krankenhäuser, aber nur für Soldaten und Sklaven, an deren Wiedergesundung der Staat interessiert war. Eine grundlegende Aenderung dieser Auffassung schuf das Christentum durch die Einführung des Gebotes der Nächstenliebe. Schon im 4. Jahrhundert ist ein *Henodochium* in Cäsarea nachweisbar, eine Schöpfung Basilius des Großen. Solche Wohltätigkeitsanstalten vermehrten sich noch in altchristlicher Zeit und fanden weitere Verbreitung im Mittelalter. In den Städten Rom, Paris, Lyon und Reims lassen sich schon frühzeitig solche Anstalten nachweisen. Durch das Christentum, das keine Ländergrenzen kennt, wurde diese Einrichtung auch in Deutschland bekannt. Das Leitmotiv sämtlicher Wohltätigkeitsanstalten war die Aufnahme Pflegebedürftiger, wenn auch im einzelnen die Ausführung verschieden gehandhabt wurde. Je nach dem Gründungszweck entstanden Pfründehäuser, Findel- und Waisenhäuser, Kranken-, Siechen-, Blattern- und Leprosenhäuser, Herbergen und Hospize. Der Armenpflege nahmen sich vor allem die Klöster sowie Einzelpersonen an. Die Blütezeit der Wohltätigkeitseinrichtungen fällt in das 12. Jahrhundert; von diesem Zeitpunkt ab ist ein merkliches Absinken zu beobachten. Einen neuen Auftrieb erfuhr das Spitalwesen während der Kreuzzüge durch die Ritterorden (Johanniter und Deutschherrnorden). Durch die Errichtung des Spitalordens v. Hl. Geist, den Papst Innozenz III. 1198 bestätigte, wurde die Grundlage für einen bürgerlichen Spitalorden geschaffen. Als Vorbild diente das Hospital San Spirito in Sassia zu Rom. Auch die Beguinen haben sich, allerdings in kleinerem Ausmaße, der Spitalpflege angenommen. Die Gründung der Spitäler fällt zumeist in das 13. und 14. Jahrhundert, in eine Zeit wirtschaftlicher Blüte. Den Anlaß hierzu bildete die geistige Einstellung in jener Zeit. Es setzte unter den Städten ein förmliches Wettstreben ein, ein guteingerichtetes Spital zu haben. Eine Stadt suchte die andere zu übertreffen. Nicht ohne Bedeutung war die Auffassung vermögender Kreise, im Alter einen gesicherten und ruhigen Lebensabend im Spital selbst verbringen zu können.

War das 11. und 12. Jahrhundert von der Kreuzzugs-idee beherrscht, so gab die Betätigung der Nächstenliebe den folgenden Jahrhunderten das Gepräge. Das Wettstreben um die Spitäler setzte nicht nur unter den Städten ein; auch die Fürsten und Stände ließen sich die Errichtung der Spitäler angelegen sein. Wie viele Stiftungen und Zustiftungen an verschiedene Spitäler beweisen, sahen die Landesfürsten hierin eine selbstverständliche Pflicht 1318 erwirkte Ludwig der Bayer von Papst Johann XXII. die Erlaubnis, in den Städten seines Landes Spitäler gründen zu dürfen. Nachdem er bereits 1317 das Spital zu Amberg gestiftet hatte, folgte 1319 das Spital zu Ingolstadt und 1331 jenes zu Weißenburg. Das Spital zu München erhielt durch ihn verschiedene Zuwendungen und die Spitäler Rothenburg, Nördlingen und Würzburg wurden mit Schutzbriefen bedacht. Wenn auch die Kirche sich anfänglich als die Vermögensverwalterin betrachtete, so ging dieses Recht im Laufe der Zeit an die weltlichen Behörden über, so daß die Kirche sich nur mehr auf den geistigen Bereich des Spitals beschränkte. Nicht nur Volk und Stände waren von dem damaligen Zeitgeist beherrscht, sondern auch die Fürsten brachten ihr Handeln in Uebereinstimmung mit der allgemein geltenden Auffassung. Die Spende von Almosen wurde als Bürgschaft für ein glückliches Leben im Jenseits angesehen. Es ist bezeichnend daß sich gerade die Wittelsbacher um das Wohl der Armen mit besonderem Eifer angenommen haben. Im 12. Jahrhundert stiftete Pfalzgraf Otto III. das Kloster Petersburg mit der Bestimmung, 10 Notleidende zu verpflegen. Herzog Otto II. errichtete das Spital in Kehlheim und begann mit dem Bau des Münchner Spitals. Die Spitäler von Aichach, Straubing und Burghausen sind ebenfalls Stiftungen der Wittelsbacher. Ausweislich einer Urkunde vom Jahre 1403 nahmen die Herzöge Wilhelm und Ernst das Spital in Landsberg unter ihren Schutz und gewährten im Steuerfreiheit.

Bei dem religiösen Charakter der Stiftungen ist es ohne weiteres klar, daß Spital und Kirche bzw. Kapelle zusammengehören. Diese Tatsache läßt sich schon nachweisen als die Leitung der Hospitale noch in geistlichen Händen lag und erhielt sich auch, als die Spitäler in städtische Verwaltung übergingen. Entsprechend dem Musterhospital in Rom wurden auch die Kirchen und Kapellen der Spitäler dem Hl. Geist geweiht. Seit dem Auftreten des Ordens zum Hl. Geist entstand fast in jeder bedeutenden Stadt ein Spital. Nach Mitterwieser

lassen sich in Bayern allein 40 Hl. Geistspitäler nachweisen.

In einer geschichtlichen Abhandlung über mittelalterliche Spitalanlagen weist Dr. Hager nach, daß die Spitäler am Eingang der Städte und fließenden Wasser errichtet wurden.

### II. Gründung

Im Archiv der Stadt Landsberg wird, einem Heiligtum gleich, eine Urkunde aus dem Jahre 1349 aufbewahrt. Dieses Dokument, das von dem Markgrafen Ludwig dem Brandenburger, dem ältesten Sohne Kaiser Ludwig des Bayern, der Stadt verliehen wurde, legt in seiner 600jährigen Geschichte ein beredtes Zeugnis ab

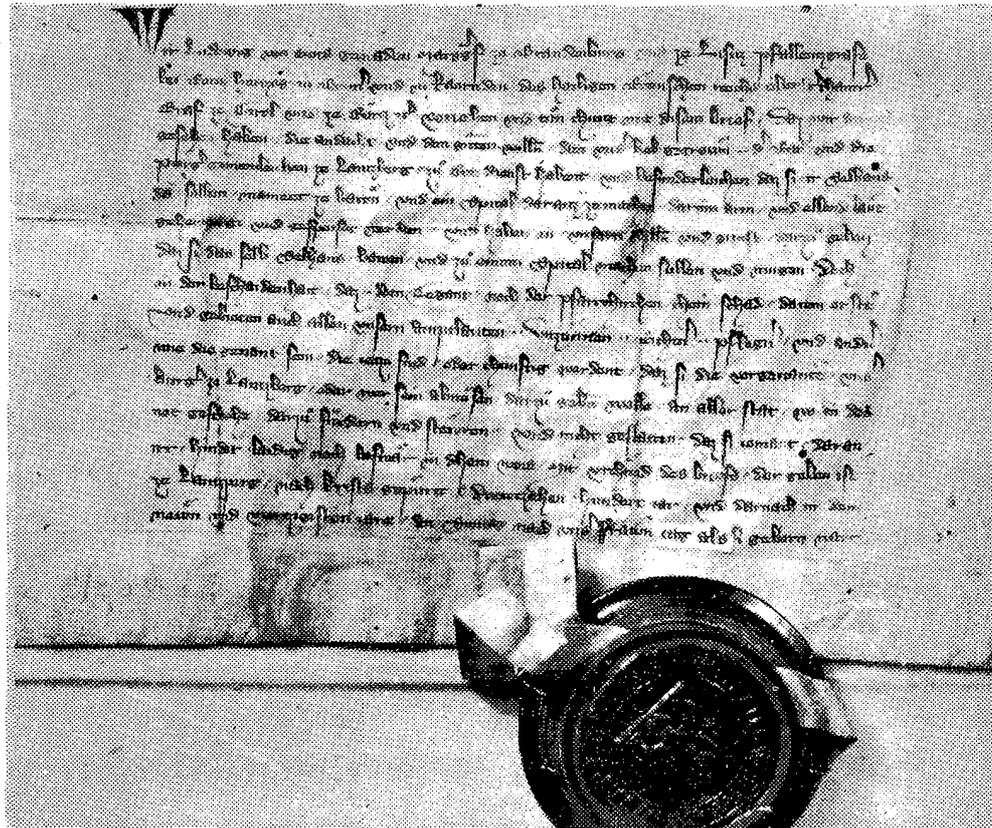
von dem sozialen Gemeinschaftssinn der hiesigen Bürgerschaft. In dieser Urkunde, die als die besterhaltene ihrer Art gilt, gibt Markgraf Ludwig der Brandenburger der Stadt Landsberg „am Sonntag nach Unserer Frauentag als sie geboren war“, d. i. am 13. September 1349, die Erlaubnis, aus ihrem Seelhaus ein Spital zu machen.

Es war sicher ein Freudentag für Landsberg, als der Markgraf der Stadt Landsberg diese Gunst gab, ein Freudentag, wie ihn die Stadt am gleichen Tage im Jahre 1949 feierte. Die Landsberger werden den Fürsten gefeiert haben, denn sie erkannten ja, was dieser ihnen mit der Urkunde geschenkt, die wir anschließend in Bild und Text veröffentlichen:

Der Text dieser Urkunde lautet:

„Wir Ludwig von gotes genaden Marggrave zu Brandenburg vnd zu lussitz, pfalcentzgrave bey Rein, hertzog in Baiern und kernden des hailigen Römischen Reichs Oberster Chamrer, Graf ze Tirol vndd zu Gertz ectr.

Verrichten vnnnd tun künd mit disem brieve das wir angesehen haben die andacht vnnnd den guten willen den vnnser lieb getrewen, den Rat vnnnd die Burger gemaindlichen ze landdperg zu gotz dienst habent vnnnd besunderlichen das Sy Ir Selhavs do selben mainent ze bawen vnnnd ain Spital daravs ze machen. darinn arm vnnnd ellennd lewt geherwert vnnnd gespeist werden. vnnnd haben In vnnsern gunst vnnnd willeg darzu geben. das Sy daselb Selhavs bawen vnnnd zu ainem Spital machen süllen vnnnd mügen. Doch in der beschaidenheit das dem Techant noch der pfarrkirchen kain sschad darvon erste vnnnd gebieten auch allen vnnsern Ambtlewten Vitztumen Richter Pflegern vnnnd andern wie die genant seyn die yetzen sind oder künnftig werdennt, das Sy die vorgenanntenvnnser Burger zu landdperg oder wer seyn



Die Stiftungsurkunde vom Jahre 1349.

Phot. Hirschbeck

almusen darzu geben wolle an aller stat. wo Indes not geschehe darzu für dern vnnnd stewart vnnnd nicht gestatten, das Sy gemant daran Irr hinder, laidig noch beswar in khain weise. ürkvnnd des briefs der Geben ist zu landdperg nach Christi gebürt drezehn hundert Jar vnnnd darnach in dem Newen vnnnd viertzigsten Jar an Suntag nach vnnser Frauentag de als Sy geborn ward.“

Wir aber haben in unserer Zeit, in der Zeit langer Kriegs- und härtester Nachkriegsjahre erst recht den Sinn und Begriff der Stiftung kennen gelernt. Wir haben Nutzen aus der Stiftung gezogen, einen Nutzen, denn die Stifter wollten, denn spätere Geschlechter sollten Vorteil und Segen der Stiftung genießen für und für.

Dem Wortlaut unserer Stiftungsurkunde kann entnommen werden, daß die Stadt Landsberg um 1349 schon ein Seel- oder Siechenhaus gehabt hat. Haben wir zwar darüber keine eigenen Urkunden, so beweisen uns doch die Worte in der Stiftungsurkunde, daß das Seelhaus in ein Spital umgewandelt werden soll, den damaligen Bestand eines Seelhauses. Aber nicht nur dieser Beweis ist vorhanden, die Tradition hat durch Jahrhunderte hindurch drei Ortsbezeichnungen bis auf unsere Zeit gebracht:

Seelhaus, Klösterl. Nonnenturm.

Hier in diesem abgesonderten Stadtteil hinter der ehem. Kratzerbrauerei lag bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts das Städt. Seelhaus, d. h. ein Haus, in dem Armen und Kranken zum Seelenheil der Stifter Wohltaten erwiesen wurden. Nach Schober finden sich in späteren Urkunden Angaben, aus denen mit Sicherheit hervorgeht, daß eine Mauer die ganze Niederlassung um-

ging und nur ein Tor, das bei Nacht geschlossen wurde, zwischen dem jetzigen Gasthaus Kratzer und der heutigen Bäckerei Ehelechner den Eingang vermittelte. Eine Untersuchung der Verbindungsmauer zwischen der ehem. Kratzerbrauerei und dem Nonnenturm, die ehemed einen Bestandteil der alten Stadtmauer bildete, läßt durch die nunmehr vermauerten romanischen Fenster, die durch die regelmäßige Anordnung besonders auffallen, den Bestandteil einer alten Klostermauer unschwer erkennen.

Die Armen- und Krankenpflege in Landsberg dürfte wohl von den Angehörigen der weiblichen Ordensgesellschaft der Beguinen, die damals auch in Deutschland überall tätig waren, ausgeübt worden sein. Beguinen sind eine religiöse Vereinigung von Jungfrauen, Frauen und Witwen für fromme Übungen, Werke der Nächstenliebe und Unterricht. Sie befolgen ohne Gelübde die evangelischen Räte, leben gemeinschaftlich in Beguinenhöfen und haben jetzt schwarze Tracht, weiße Haube und ein Kreuz auf der Brust. Der Orden ist um das Jahr 1200 in den Niederlanden entstanden. Wegen ketzerischer Verirrungen wurde er aufgelöst, schließlich aber vom Papst Johann XXIII. wieder zugelassen worden.

Die Ursache der Bitte der Landsberger Bürgerschaft an Ludwig den Brandenburger, ein Spital bauen zu dür-

fen, mag wohl darin zu suchen sein, daß im Jahre 1347 die Stadt von einer furchtbaren Feuersbrunst heimgesucht worden ist. Das Kalendarium des Klosters Wessobrunn, das im Reichsarchiv aufbewahrt wird, berichtet hierüber folgendes: „Im Jahre 1347 am Tage der hl. Petronella ist die Stadt Landsberg durch Feuer, das in der Stadt auskam, zerstört und überall von oben bis unten in Asche gelegt. Dazu sind noch Personen, wie hinreichend verbürgt ist, durch das Feuer leider erstickt, denen der barmherzige und gütige Gott seine Gnade verleihen wolle.“ Es kann mit Sicherheit angenommen werden, daß diesem Brande auch Kloster und Seelhaus zum Opfer gefallen sind. — Als eine der vordringlichsten Aufgaben erachtete es die Stadt, den Armen und Kranken wieder ein Heim zu geben; doch nicht mehr in der alten Form, sondern man wollte es zu einem Spital erweitern, d. h. neben Unterkunft und Verpflegung der Armen und Kranken sollte dieses Haus auch durchreisenden Pilgern, sowie alten, unbemittelten Bürgern Aufnahme und Unterstützung gewähren. Schon waren reiche Legate zu diesem Zwecke gefallen, und die allgemeine Opferwilligkeit der Bewohner, insbesondere der reichen Patrizier und angesehenen Familien, hatte den Fundus geschaffen. Ludwig der Brandenburger, der damalige Landesherr, sanktionierte die Ausführung. Das Gemälde, das uns Piloty im Festsaal des Rathauses über diese große historische Szene geschaffen hat, bewegt sich vollständig im Rahmen des Gesagten. Dem sitzenden Markgrafen nahen sich dankend Arme, Alte, Kranke und Pilger, also jene vier Klassen, für die das Spital errichtet werden sollte. Und diesen Zweck, dem es vor 600 Jahren errichtet wurde, dient das Spital bis auf den heutigen Tag. Arme, alte, gebrechliche Bürger hat es in all den Jahrhunderten bis herunter auf unsere Zeit — in dieser mehr wie je, gegeben. An die Stelle der Pilgrime sind die Flüchtlinge, die Heimatvertriebenen getreten, von denen eine größere Anzahl in unserem Spital eine Heimat gefunden haben und schließlich ist die Waisenanstalt zu einem Hort des Segens geworden, ersetzt den vater- und mütterlosen Kindern das Elternhaus.

Landsbergs Bürgerschaft hat die Bedeutung der Stiftung erkannt. Die Bürger schenkten und stifteten zum Spital Geld und Grundstücke und selten dürfte im alten Landsberg ein Bürger gestorben sein, der nicht dem Hl. Geist ein Vermächtnis in seinem Testament ausgesetzt hätte. Es ist sicher, daß alsbald nach der landesherrlichen Erlaubnis mit dem Spitalbau begonnen wurde. Wie in anderen Städten, wurde als Baugelände ein Platz bestimmt, der außerhalb der ersten Stadtumfriedung lag, an der Stelle der heutigen Knabenschule, womit auch die Möglichkeit einer entsprechenden Entfaltung gegeben war.

(Fortsetzung folgt)

## „St. Wolfgang“ in Thaining

(Fortsetzung)

### IV. Grundriß, Aufriß: Raum

Das einschiffige Langhaus hatte ursprünglich Rechtecksform und war nur im Osten mit einem eingezogenen Chor (5 Seiten eines Achtecks) abgeschlossen, während die Westseite gerade verlief. Erst ca. 1710 wurde der polygone Westchor ebenfalls mit 5 Seiten eines Achtecks als Gegenstück zum Ostchor angefügt. Die Sakristei ist an der Südseite des Ostchors, der Turm an der Nordseite des Langhauses angebracht. Der Ostchor hat ein Langjoch und gotisches Tonnengewölbe mit Stüchappen. Das Langhaus ist mit spätgotischer Flachdecke aus Holz versehen, die durch aufgelegte Leisten in rechteckige Felder geteilt ist. Im Untergeschoß des Turmes ist ähnlich wie im Chor ein gotisches Tonnengewölbe mit Stüchappen ohne Rippen. Die Kirche ist in architektonischer Hinsicht unbedeutend, aber durch ihre Innenausstattung umso wertvoller.

### V. Innenausstattung

Diese ist von großem Reiz. Sie stammt mit wenigen Ausnahmen aus der 2. Hälfte des 17. Jhrh. Damals wurde der gotische Charakter der Kirche im Inneren beseitigt. Die Spitzbogenfenster im Chor wurden teils ganz zu-

gemauert, teils in Rundbogenfenster verwandelt, ebenso die Fenster im Langhaus. Die gotischen Gewölberippen im Chor wurden abgeschlagen und die Schlußsteine entfernt (einer von diesen ist noch erhalten in der Wandtreppe zur Empore). Die im Stil barocker Spätrenaissance ausgeführte Inneneinrichtung mit ihrem reichen plastischen Schmuck ist sehr einheitlich und überaus charakteristisch. „Alles in hellen Farben bemalt, mit viel Gold. Der Gedanke, den Raum reich mit Bild- und Schnitzwerk zu füllen, mutet noch ganz mittelalterlich an. Der Wert der Ausstattung beruht zwar mehr in ihrer Einheitlichkeit und Fülle, als in der künstlerischen Durchführung des Einzelnen, doch ist auch diese beachtenswert.“ (Kunstdenkmale Bayerns S. 549).

Die 3 Altäre zeigen den für die damalige Zeit charakteristischen Aufbau mit seitlich auf Konsolen stehenden, von vorspringenden Bögen überdachten Figuren (vergl. die Altäre der St. Ulrichskirche in Augsburg). Der Aufbau enthält eine große, im Kleeblattbogen geschlossene Nische, mit 3 geschnitzten Figuren. Der Hochaltar



Der Hochaltar

Phot. Schwarz, Issing.

(mit der Jahreszahl 1664 signiert) ist der älteste der vorhandenen Altäre. Im Mittelschrein steht beherrschend die gotische Figur des Kirchenpatrons (1,20 m hoch) aus dem 15. Jhrh. Neben ihr die ebenfalls gotische Figur des Heiligen Johannes des Täufer und die wesentlich jüngere Figur des Heiligen Leonhard. (Ähnliche Figuren sieht man in Pipping und Mering). Auf den Konsolen rechts und links am Altar stehen die beiden Bischofsfiguren Augustinus und Ambrosius (sehr gute Arbeiten von Loidl aus der 2. Hälfte des 17. Jhrh.). Das Antependium zeigt als Tafelbild den Heiligen Wolfgang in romantischer Landschaft am St. Wolfgangsee. Im Auszug blickt aus einer rundlichen Nische Gott Vater mit dem Heiligen Geist herab, umgeben von St. Apollonia und Afra, sowie 5 in primitiven Formen geschnitzten Engeln, deren oberster (St. Michael) siegreich seinen Fuß auf Satan gesetzt hat.

In der Wandfüllung rechts und links des Hochaltars stehen auf barocken Konsolen 2 prächtige Engelsgestalten mit den Symbolen des Kirchenpatrons (Kirchlein und

Beil). Vielleicht Werke aus der Schule Loidls. Nicht zu vergleichen mit ihnen sind die 2 steif und primitiv gearbeiteten Apostelfiguren Petrus und Paulus, welche ebenfalls an den Wänden des Chores zu sehen sind.

Ein besonders feiner Schmuck der Kirche ist das Chorgestühl, das mit seinen 22 Sitzen fast den ganzen Chor umzieht. Die Balustrade an der Kniebank dieses Gestühls ist von anmutiger Wirkung. Die Rückwand des Gestühls ist durch gewundene Säulchen gegliedert, über welchen sich das Gebälk verkröpft. Auf letzterem erheben sich, den Sitzen entsprechend, gebrochene, geschweifte Giebel, zwischen welchen sich in den mannigfaltigsten Stellungen flott geschnitzte Engelchen tummeln, die Leidenswerkzeuge tragend. In graziöser Haltung schweben sie als krönender Abschluß über dem Gestühl, das noch Spuren früherer bunter und blumenreicher Bemalung aufweist.

(Fortsetzung folgt)

## Von Grenzen, Recht u. Verwaltung in der bayerischen Vergangenheit des Fuchstals

Die Ortschronik von Markt Leeder, der wir die in Nr. 5 1949 der „Landsberger Geschichtsblätter“ charakterisierte Zeitspanne des Hitler-Reiches entnommen hatten, bringt in ihrer ebenso sachlichen Darstellung früherer Zeiten interessante Einzelheiten über die einstmalige Zugehörigkeit des „Lehrain“-Gebietes zu Bayern; — ein in der Gegenwart für die Bestrebungen der Lechrainer zur Rückgliederung ihres Fuchstals in den Landkreis Landsberg aktueller Beitrag durch den historischen Nachweis, daß dieser Teil des Lechtals tatsächlich eine jahrhundertlange bayerische Vorvergangenheit besitzt, vor seiner jüngsten, erst 112jährigen Zugehörigkeit zu Schwaben.

„... Die, nach dem im Jahre 1268 erfolgten Ableben des letzten Hohenstaufen Konradin den Bayernfürsten zugefallenen, nicht unbeträchtlichen Landschaftsgebiete bestanden aus den Dörfern und Ortschaften: Burggen, Huttenried, Ingenried, Erbenschwang, Schwabbruck, Saxenried, Schwabsoien, Hohenfurch, Denklingen, Leeder, Asch, Ober- und Unterdießen, Ellighofen, Römerkessel, Lechmühlen, Epfach und Kinsau, sie umfaßten demnach auch das ganze Fuchstal mit Ausnahme von Dienhausen, Welden und Seestall. Sie wurden dem Pflegegericht (Hochgericht, Halsgericht) Schongau einverleibt, welches dem Rentamte München untergeordnet war.

Im 15. Jahrhundert entstanden zwischen dem Hause Bayern und dem Hochstift Augsburg mehrfach Mißhelligkeiten bezüglich der Grenzen, in deren Folge diese zu wiederholten Malen festgelegt wurden. So heißt es in einer Urkunde vom Jahre 1435: „Item, es ist zu wizen, daß das Halsgericht zu Schongau abwarz gäht bis gen Unterdießen in der Pach: Item aufwarz bis an den Turgenbach gen Perenpuren“ (Bernbeuren); und in einem 14 Jahre später zwischen Herzog Albrecht und dem Cardinal-Fürstbischof Otto ausgebrochenen Konflikt wurde von dem alten herzoglichen Kastner (Kassenverwalter) in Schongau, Hans Dagelt, die Grenze näher bezeichnet: „Es ründt ein Pach zwischen Pürcknau und Perenpüren, der heißt der Durgenpach, da geht das Halsgericht bis über den Wald und hinab nach den Dörrfern Denklingen, Leeder, Asch, Obere und Niedere Dießen bis gen Ellenkofen in den Pach, und nach dem Lech hinab bis gen Erpfting und Ellkofen da gehört das Gericht gen Landsperg.“ Doch diese Verhandlungen vermochten nicht, die „Striftigkeiten“ zu beseitigen, welchen das Bestreben des Hochstiftes zugrunde lag, über seine Güter und Untertanen, wie zu Burggen, Schwabsoien, Denklingen, später auch Leeder die hohe Gerichtsbarkeit sich anzueignen, die dem Hause Bayern zustand und zwar „nit nur allein die vier hohen Wandl: Mord, Raub, Brand und Notzucht, sondern simpli-citer et absolute alle Criminal und malefizische Verbrechen“, während dem Hochstift Augsburg und den übrigen Grundherren in ihren Besitzungen nur die niedere Gerichtsbarkeit, die sich auf die gewöhnlichen Uebertretungen und Vergehen, denn auf „Zwing und Bann, Frevel und Bußen“ und die sogenannten Ehehaften bezüglich der Tafernen, Mühlen, Schmiede usw. beschränkte, eingeräumt wurde. — Das Hochstift erreichte seine Absicht nicht, indem die bayerische Regierung auf derartige Eingriffe ein wachsames Auge hatte und ihre Beamte zu strenger Aufmerksamkeit anhielt, wie im Jahre 1644 der Pfleger zu Schongau, Wolf Dietrich von Sandzell, getadelt wurde, daß er die hohe Gerichtsbarkeit jenseits des Lech zu wenig ausübe.

Daß Bayern die hohe Gerichtsbarkeit über unsere Gegend ausgeübt seit langer Zeit, beweist ein Befehl des Herzogs in Bayern an den Pfleger zu Schongau: den Pfarrer von Unterdießen zum Hofgericht nach München fürzuladen, 1531. Die wiederholten Versuche des Hochstiftes, in den Besitz der hohen Gerichtsbarkeit zu gelangen, riefen nicht allein „vielerlei Irrungen und Spenn, die dann lange Zeit gewesen“ hervor, sondern waren auch die Ursache nicht weniger, nur auf kurze Zeit in Kraft tretenden „Verabredungen“ oder Verträge. Uebrigens konnte der neue bayerische Bezirk der Aufmerksamkeit der Landesfürsten sowohl in juristischer als auch in administrativer Hinsicht sich erfreuen. Unter Herzog Albrecht III. trat hinsichtlich der Rechtspflege eine einschneidende Veränderung ein.

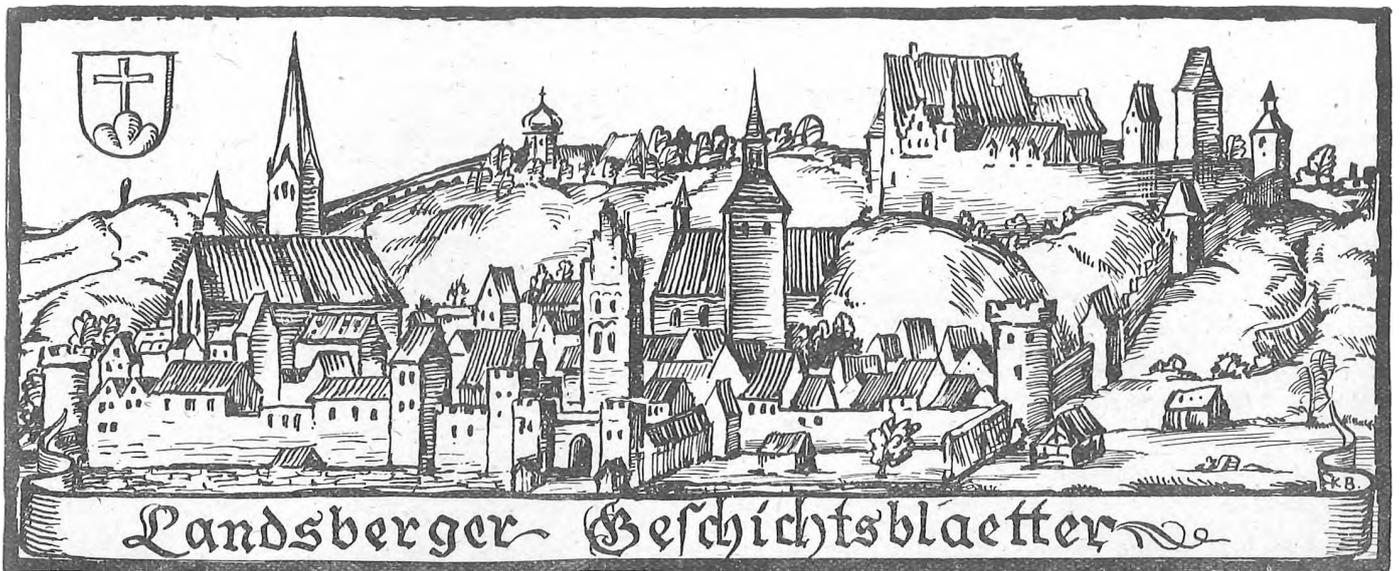
Bisher war im „Halßgericht“ Schongau das Reichsrecht geltend, im Jahr 1447 aber wurde ein Rescript erlassen, daß für die Zukunft nach dem bayerischen Landsrecht und des Pugs Sag in obere Bayern Recht zu sprechen sei. Zwei Jahre später wurde den Burgern von Schongau untersagt, Eigenleute (Leibeigene) des Hochstiftes ohne vorherige Genehmigung als Bürger aufzunehmen, gegebenenfalls konnte dieses den Eigenmann zurückerfordern, ohne daß die Schongauer demselben Beistand leisten durften, und im Jahre 1510 wurde festgesetzt, daß Hauptrecht, Fäll, Leibsteuer usw. der hochstiftischen Eigenleute den bischöflichen Niedergerichten zuständig seien; auch erging im Jahr 1607 an den Pfleger, Bürgermeister und Rat zu Schongau die Weisung, daß jene Gerichte den ersten Ehebruch, aber nach bayerischen Rechten zu bestrafen haben.

Verschiedene Vorkommnisse veranlaßten die bayerische Regierung zu wichtigen Verordnungen auch in Verwaltungsangelegenheiten. Einige schwäbische Dörfer nahmen es sich heraus, eigenmächtigerweise Märkte abzuhalten, wodurch die Städte Landsberg und Schongau geschädigt wurden. Diese Willkür konnte nicht geduldet werden, und ein herzogliches Mandat vom Jahre 1553 untersagte die Abhaltung derselben. Dieses Verbot muß indessen wieder in Vergessenheit geraten sein, denn im Jahre 1601 fand sich Herzog Ferdinand genötigt, dasselbe neuerdings einzuschärfen und nach zwei Jahren abermals den Pfleger zu Schongau den gemessenen Befehl zu erteilen, „Wider alt Harkommen fürgenommenen Märkte abzustellen“ und gegen die Uebertreter mit entsprechenden Strafen einzuschreiten. Auch bezüglich des Maßes und Gewichtes erfolgten Vorschriften. Schon im Jahre 1497 bezeugten der Bürgermeister und Rat in Schongau, daß jene Dörfer des linken Lechraines, die zum Gerichte Schongau gehören, „Ellen, Mezen, Maß und Gewicht bei uns nehmen“; doch mag solches nicht allwege eingehalten worden sein und manche Eigenmächtigkeit geherrscht haben, weil im Jahre 1684 sowohl der herzogliche Pfleger als auch der Bürgermeister und Rat in Schongau den Befehl erhielten: „nit allein im Landgerichte, sondern auch also weit sich das Hochgericht und die landesfürstliche Obrigkeit erstreckt, mit allem Fleiß alsbald zu bereutten, auch die Beschau der Maß, Ellen, Gewicht und Müllen, der bayerischen Landordnung gemäß fürzunehmen und darob zu halten, auf daß gedachter Landordnung nicht zuwider gehandelt werde, und überdies den Gezurkh gegen Schwaben hinaus im Jahr wenigst zweimal mit guetter Bescheidenheit zu bereutten.“

Gleichwie von Seiten des Hochstiftes nicht selten Uebergriffe in die ihm nicht zuständige hohe Gerichtsbarkeit stattfanden, so wurden auch andererseits die Rechte desselben in Bezug auf den „Wildbann“ häufig verletzt, was ebenfalls viele Streitigkeiten zwischen den beiden Territorialherren verursachte und zu mehreren Verträgen und Reversen Anlaß gab. Der Keim zu diesen Mißhelligkeiten lag in der „Donetis Henricis Regis super Foresto et Wildbanes“ vom 5. Februar 1059, nach welcher dem Bischof in Augsburg und seiner Kirche der Wildbann, d. i. „die Aufsicht über den Wald und die Jagdhoheit“ eines großen Bezirkes als Lehen verliehen wurde.

In der genannten Urkunde sind die Grenzen genau bestimmt, doch gestattet der verfügbare Raum uns nicht, die erwähnten Verträge und Rescripte in ihrem Wortlaut anzuführen. Eins geht aber schon aus dieser kurzen Uebersicht hervor: daß man in jener langen Zeit für die Wahrnehmung der Gerechtsamen keine anderen als lediglich dynastische und machtpolitische Konstellationen für die jeweilige Zuordnung der Landschaften zu den verschiedenen Hoheitsgebieten geltend machte. — Die ständigen Streitigkeiten zwischen dem bayerischen Staat und dem Hochstift Augsburg endeten erst mit dem im Jahre 1803 erfolgten „Reichs-Deputation-Hauptschluß“, in der sogenannten „Säkularisation“. Dieser Zustand wurde dann maßgebend für die Folgezeit. Wir werden deshalb darauf noch eingehen.

M. H. Wg.



Illustrierte Monatsschrift und Organ des „Historischen Vereins für Stadt und Bezirk Landsberg a. L.“

Begründet von Studienrat und Stadtarchivar J. J. Schober † Landsberg

Verantwortlicher Schriftleiter:  
Paul Winkelmayr in Landsberg a. L.

Beilage der „Landsberger Nachrichten“

Nachdruck, auch auszugsweise, ohne  
Genehmigung der Schriftlgt. verboten

Nr. 11

39. Jahrgang

1949

## ADALBERT MAIER †

Ueber zwei Jahre lag unser Vorstand auf dem Krankenbett, immer hoffend, doch wieder zu gesunden und dem Verein und dem Archiv dienen zu können. So lange es ging, beschäftigte er sich auch auf seinem Kranktenlager mit dem Historischen Verein und der Stadtgeschichte und machte Pläne für die Arbeit, die nach seiner Wiedergesundung durchgeführt werden sollten. Aber es sollte nicht mehr dazu kommen.

Am 15. Oktober 1949 schied er aus dieser Welt und nahm ein Stück Stadtgeschichte mit ins Grab. Wir gaben ihm das letzte Geleite und ehrten den toten Vorstand durch Kranz und Nachruf. In der Vereinsversammlung vom 21. Oktober 1949 erwiesen wir ihm nochmals Dank und Ehre.

Adalbert Maier hat nach dem Tode von Studienrat Rieger im Jahre 1935 die Leitung des Historischen Vereins übernommen. Wohl glaubte er, der Sache nicht gewachsen zu sein, bewies aber durch seine taktisch-kluge Führung, daß er den Verein in weitere Volkskreise zu tragen verstanden hat. Immer planend, die Heimatliebe zu fördern, führte er in den Vortragsabenden selbst oder mit anderen Rednern die Zuhörer in die Heimatgeschichte ein, veranstaltete Ausflüge und Besichtigungsfahrten, die gut vorbereitet, für jeden Teilnehmer einen wirklichen Gewinn und Gewinn brachten. Daneben aber stellte er sich

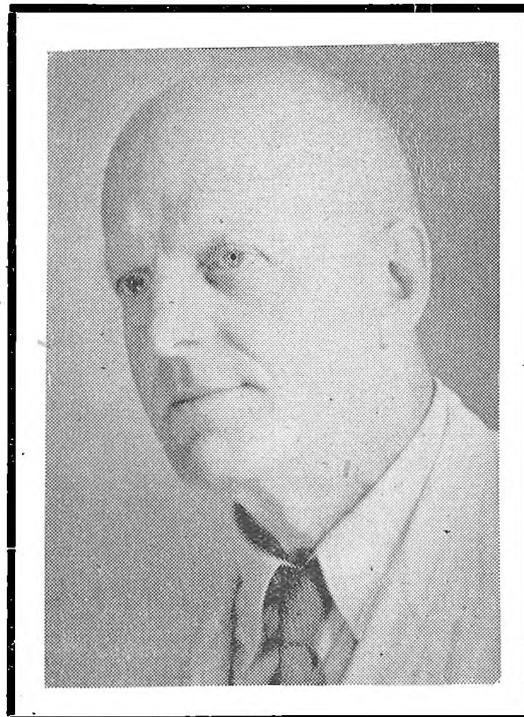
auch in den Dienst der „Landsberger Geschichtsblätter“, die viele Ergebnisse seiner Forscherarbeit enthalten. Begleitet arbeitete er mit, als 1947 die Neugründung des Vereins durchgeführt wurde. Das Vertrauen der Mitglieder berief ihn wieder auf den Vorstandsposten. Dann lähmte die Krankheit seine Schaffenskraft.

Seit 1933 als Stadtarchivar und seit 1939 als Kreisarchivpfleger tätig, hat er unendlich wertvolle Dienste geleistet.

Er rettete 1945 wertvolle Archivalien und Sammlungsgegenstände vor der Plünderung, er richtete 1935 im Herkomeranwesen das Stadtarchiv ein, er baute 1945 im Mutterturm die schönsten Sammlungsgegenstände des Historischen Museums auf und schuf sich damit selbst ein bleibendes Denkmal.

Die Widmungen der Stadt und des Bayer. Hauptstaatsarchivs, Kreisarchiv München, anlässlich seines Ablebens, zeigten, wie hoch seine Arbeit eingeschätzt wird.

Seine Sorge galt auch der Erhaltung unserer alten Stadtmauern, Türme und Tore. Hilfsbereit war er jederzeit für alle Interessenten, die aus archivalischen Quellen Auskunft suchten für Familie oder Geschäft. Wir alle aber, die ihn kannten, wissen um sein Ringen und Streben im Dienste der Heimatgeschichte und wir werden ihm ein ständiges Andenken in Treue und Ehre bewahren.



Historischer Verein für Stadt und Bezirk Landsberg

Winkelmayr

2. Vorsitzender

## 600 Jahre

# Hl.-Geistspitalstiftung Landsberg

Von Adalbert Maier † und Paul Winkelmayr

(Fortsetzung)

Damals durchzog der sogenannte Ledererbach, der später mit Bohlen überdeckt wurde, die heutige Schlossergasse, anschließend den Hinteranger und mündete in den Mühlbach. Zum Schutze der neuen Gründung wurde die Stadtmauer gegen die Bergseite hinausgerückt. Sie ging jetzt vom Schlosse aus über die Bergstraße, stieg dann an der Leite empor, über den späteren Wasserturm hinaus und wandte sich dann wieder zur Stadt. An der Bergstraße wurde eine neue Toranlage geschaffen der Schöppleinsturm, auch Kosttor, Schwarzer Turm, später innerer Bayerturm genannt, der dort stand, wo heute die Treppe zu Malta emporführt. Dieses Tor trennte von nun an Stadt und Dorf Landsberg. Die Beguinen scheinen nach dem Brande ihre hiesige Niederlassung aufgelöst zu haben, denn es ist keine Andeutung von ihnen in den jetzt häufiger werdenden Urkunden zu finden. Eigens aufgestellte weltliche Frauen müssen unter der Oberaufsicht von Spitalmeistern an ihre Stelle getreten sein. Diesen wurde ein Haus am Vordern Anger angewiesen, welches 1457 und 1489 als Seelfrauenhaus beurkundet ist. 1575 werden die Frauen im Seelhaus und 1611 ein Seelhaus erwähnt.

Ueber die Gründung dieser Wohltätigkeitseinrichtung liegt eine Stiftungsurkunde nicht vor und die Namen des oder der Stifter sind der Nachwelt nicht überliefert worden. Nach einer noch vorhandenen so betitelten „alten Designation“ vom 23. August 1687 erscheint die Stadtgemeinde als Fundator des Hl. Geistspitals.

Der wesentliche Inhalt dieser Designationen besagt: Betr.: Von wem undt zu was dass Heyl. Geyst Spittal in Landtsberg auch wy es fundiert und gestyfftet wordten undt was für einkommen dasselbe habe, item was undt wieviel Leuth sich in demselben befinden undt verpflegt werden, den 23. August 1687.

Ao. 1349 ist das Heyl. Geystspittal vom Statt-Magistrat undt von Hertzog Ludwig diese Stiftung ratificiert wordten.

Was nun die Fundation betrifft, würdt hiermit erläutert, dass das Heyl. Geyst Spittal von einem Ehrsam undt wohlweisen Statt-Magistrat für die alte undt verarmte Burgersleuth als welche mit eigener Handarbeit ihre Nahrung alters- und leibszustandshalber nit möhr durchkömmt, gestyfftet: welche Styfftung das auch von Thro Durchl. Hertzogen Ludwig als damahligen Regierenden Landesfürsten hochnädigst angebenht auch nach laut in original vorhandenen Bestättigungsbriefts ao 1349 ratificiert wordten ist, so dass ohnunderschiedlich christlich Gemeinde undt Familien durch Verschaffung von Spittal selbst erkauffter Grundstücke undt Paumgärthen undt anderes bis auf gegenwärtige Zeith dergestalt gewaxt undt zugenommen, dass sich die jährliche beständige Einnahm errechnet wie volgt:“:

Hier folgen nun die Einnahmen aus Grundstücken, Zehnten, Gülten und Zinsen, wie auch die Ausgaben. Deren Aufführung würde im Rahmen dieser Schrift jedoch zu weit führen.

Eine weitere aus dem Jahre 1401 stammende Anmerkung besagt, daß die Stadtkammer allhier und das Spital zum Heiligen Geist gleichsam ein Herz und ein Korpus seien. Nach einer alten Aufzeichnung ohne Zeitangabe mit „Proposition“ überschrieben, wird der Magistrat als „Oberinspektion“ des Spitalvermögens bezeichnet. Der Zweck der Hl.-Geistspitalstiftung ist in der vorbezeichneten Designation angegeben, in der es heißt: „daß das Hl.-Geistspital von einem Ehrsam wohlweisen Stattmagistrat für alte und verarmte Pürgersleuth an welche mit eigener Handarbeit ihre Nahrung alters- und leibszustandshalber nit mehr suchen könnend, gestyfft.“

Wie Dr. Pittner ausführt, sind die ältesten Zuwendungen an Grundstücken auf der Höhe am rechten Lechufer vor dem Bayer- und Sandauertor zu suchen. Diese Annahme stützt sich auf den Umstand, daß wenige Jahre nach der Spitalgründung bei privaten Kaufverträgen zur Bestimmung der Lage und Größe der in Frage kommenden Grundstücke, dem Brauch der Zeit entsprechend, die dort gelegenen Spitaläcker Erwähnung finden.

### III. Kirche und Pfarrei

Die Bewilligung zur Erbauung eines Spitalles wurde der Stadt nur gegeben unter der Bedingung, daß dem Tegant und der Pfarrkirche „kein schad“ davon entsteht. Diese Bestätigung ist bedeutungsvoll, denn sie besagt, daß die Stadt willens war, einen eigenen Geistlichen zur Besorgung der Spitalseelsorge aufzustellen und daß sie eine eigene Kirche oder Kapelle beim Spital aufzurichten beschlossen hatte. Damit fällt die Entstehung der Spitalpfarrei, oder besser gesagt, die Entstehung einer eigenen Seelsorgestelle beim Spital geschichtlich mit der Gründung zusammen. Diese Annahme wird auch noch dadurch bekräftigt, daß im Jahre 1360 sich das Kloster Wessobrunn, dem die Besetzung der Pfarrei und der übrigen Benefizien zu Landsberg zustand, den Bürgern der Stadt gegenüber verpflichtete, daß, „wenn ihnen des Spitals und Gotteshauses des Hl. Geistes Kaplan nicht fügsam wäre, es diese Gottesgabe einem anderen, den der Rat ihm, dem Kloster, antworten würde, ohne Widerrede, verleihen wolle. Doch sollte der Kaplan zur Widerlegung dessen, was ihm auf dem Altare zu dem genannten Spitalle wird, dem Pfarrer zu unserer lieben Frau in Landsberg jährlich 30 Schillinge Augsburger Pfennige geben.“ Es scheint also schon vor 1360 ein Gotteshaus, wenn auch klein, bestanden zu haben, und wenn es nur eine innerhalb des Spitals bereitgestellte oder erbaute Kapelle war. Nach einer alten Aufzeichnung wurde am 28. April 1438 von Heinrich Schmalholz der 1. Stein zur Spitalkirche gelegt. Diese Kirche wurde dem Spital südlich vorgebaut.

Eine diesbezügliche alte Anmerkung besagt unter anderem: „Vorwärts diesem Gebäude, aber angeschlossen an solches stehet die so schön konstruiert als dekorative Spitalkirche zu Hl. Geist.“ Die Kirche stand im rechten Winkel zum Spital.

Die Spitalpfarrer, bzw. Inhaber dieser Seelsorgestelle, wurden schon anfänglich in ein Abhängigkeitsverhältnis zur Stadtpfarrei gebracht und eigentliche pfarrliche Rechte blieben ihnen vorbehalten. Es durfte ja dem Tegant „kein schad“ entstehen. Somit wurde die Spitalpfarrei lediglich als ein Benefizium, als eine Expositur, oder als eine Vikarie angesehen. Damit stimmt auch überein, daß die ersten Geistlichen des Spitals als „Plebani“, d. i. Leutpriester, bezeichnet werden; denn so nannte man zu dieser Zeit gemeinhin alle Geistlichen, welche zwar einen selbständigen Seelsorgeposten, also auch Pfarreien inne hatten, aber diese nur als Kuraten, Expositi, oder Vikare für den wirklichen Pfründeinhaber, den Kirchherrn oder Rektor ecclesiae versahen. Mit Rücksicht auf die geistliche Jurisdiktion des Spitalseelsorgers durfte der angestellte Geistliche seit 1504 den Titel Pfarrer führen.

Heute noch untersteht die Spitalpfarrei dem Stadtpfarrer von Maria Himmelfahrt, der gegenwärtig selbst Spitalpfarrer ist, seine Funktionen als solcher aber auf Studienrat Hartlmaier übertragen hat. Und heute noch hat die Spitalstiftung, d. i. der Stadtrat, das Nominationsrecht für die Spitalpfarrei.

Spitalpfarrer unserer Zeit, die unvergessen sind, waren Eduard Hörner 1879/1882, Alexander Sirch 1882/1892, Geistl. Rat Georg Hellmair, Inhaber der Goldenen Bürgermedaille, 1892/1911, Dr. Peter Dörfler, der große Dichter, 1911/1915, Geistl. Rat Dominikus Rothermel 1915/1928, Lorenz Grimm 1928/1936, Rudolf Schiele 1935/1941 und seit 1941 Studienrat Hartlmaier.

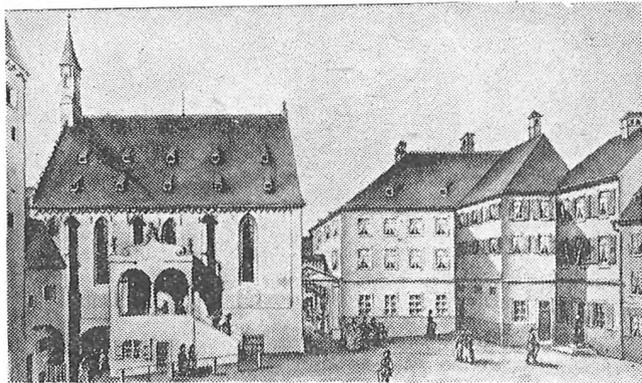
Wenngleich diese Spitalpfarrer nun eigens erwähnt wurden, sie haben sich alle große Verdienste um Spital und Stadt erworben, so seien doch im folgenden, die Spitalpfarrer aufgeführt, die urkundlich nachgewiesen werden konnten:

Häring Jordan*)	1379-1402	Selder Johann	1705-1724
Zimmerman Ulr.	1424	Höchstetter Ign.	1724-1725
Püchmair Herm.	1431	Bruckberger Fr.	1725-1737
Reißner Hans	1493 gest.	Mayer Franz	1737-1756
Glaser Hans	1493	Geroldt Franz	1756-1767
Betz Bernhard	1517 gest.	Schweiger Franz	1767-1778
Moser Johann	1517-1521	Perkhammer J.	1778-1798
Jutter Jörg	1521	Kapfer Franz	1798-1820
Freisinger Joh.	1590-1604	Grieninger Joh.	1820-1840
Negelin Kaspar	1604-1605	Herreiner Franz	1840-1874
Puhler Abraham	1605-1608	Huber Konrad	1874-1879
Mayr Johann	1608-1616	Hörner Eduard	1879-1882
Lengenfelder M.	1616-1627	Sirch Alexander	1882-1892
Firnhammer Joh.	1627-1637	Hellmair Georg	1892-1911
Lutzenberger J.	1637-1641	Dr. Dörfler Peter	1911-1915
Mausiel Johann	1641-1679	Rothemel Dom.	1915-1928
Strellmayr Seb.	1679-1681	Grimm Lorenz	1928-1935
Hagenrainer J. J.	1681-1692	Schiele Rudolf	1935-1941
Götschl Barth.	1692-1705	Hartlmaier Josef	1941-gegw.

\*) Nachdem das Quellenmaterial im 13. und 14. Jahrhundert ziemlich spärlich ist, konnte eine lückenlose Reihenfolge der Spitalpfarrer nicht erstellt werden.

### Wir wenden uns nun der ehemaligen Spitalkirche

zu.



Sie hatte vier Altäre, einen Hochaltar, zwei Seitenaltäre und einen Altar um den Chorbogen, den sog. Kreuzaltar, wie ihn viele gotische Kirchen in unserer Gegend besaßen. Der linke Seitenaltar war dem Hl. Leonhard und dem Hl. Oswald geweiht, auf dem rechten Seitenaltar verehrte man unsere liebe Frau, St. Florian und die 11000 Jungfrauen. Während des Dreißigjährigen Krieges wurden die Altäre von der schwedischen Soldateska entweiht. Im 18. Jahrhundert werden nur mehr drei Altäre erwähnt. An der Nord- oder Spitalseite befanden sich Chörlein, von wo aus kranke Pfründner der hl. Messe beiwohnen konnten. Die Kirchweih wurde am Sonntag nach Martini gefeiert. Die Stadt hatte das Nominationsrecht, der Abt von Wessobrunn das Präsentationsrecht. Zur Kirche führte eine Freitreppe mit Vorzeichen, darunter befand sich ein Verkaufsladen, der zeitweise vermietet wurde. Das Dachreitertürmchen befand sich an der Westseite der Kirche. Durch vier Spitzbogenfenster drang Licht ein. Bei dem großen Brand des Spitals am 15. Juni 1874 wurde auch die Kirche zerstört. Von den früheren Einrichtungsgegenständen befinden sich die beiden großen Altarbilder der Seitenaltäre im jetzigen Spital. Davon zeigt eines eine sehr interessante Stadtansicht vor dem Dreißigjährigen Kriege. Eine gotische sitzende Madonnenfigur ist in der Sakristei der Pfarrkirche untergebracht. Das marmorne Weihwasserbecken dient jetzt als Brunnenschale am Giglbrunnen. Vor der Kirche lag ein kleiner Friedhof, 72 Fuß lang und 22 Fuß breit, auf dem die im Spital Verstorbenen beerdigt wurden. Die Umfassungsmauern liefen parallel mit der Berg- und Schlossergasse. Dort also, wo sich heute unsere Schuljugend froh tummelt, ruhen die vor 500 Jahren verstorbenen Pfründner des Spitals. Als im Jahre 1505 der Friedhof bei St. Johann errichtet wurde, scheint der Spitalfriedhof aufgelassen worden zu sein. Ein Bericht des Stadtpfarrers und Dekans Wolfgang Jacob vom 3. Juli 1603 sagt u. a., daß das Friedhöflein keine Gräber, Grabsteine, noch Weihwasserkessel u. dgl.

gehabt habe, also, daß es keinem Friedhof mehr gleichsah. Die Annahme, daß der Friedhof im Laufe dieses Jahrhunderts eingeebnet wurde, erscheint wohl berechtigt, zumal er in den amtlichen Akten nicht mehr erwähnt wird und das Spital das Friedhöflein in letzter Zeit nur als Hindernis betrachtete.

Wenn auch schon im 14. Jahrhundert sog. ewige Messen im Spital gestiftet waren — im Jahre 1353 wird die Stiftung eines sog. ewigen Jahrtags beurkundet — so ist die Errichtung eines eigenen Benefiziums erst im Jahre 1418 erfolgt. In diesem Jahre stifteten Bürgermeister, Rat und die ganze Stadt eine ewige Messe Gott zu Lob und Marien und aller Heiligen in die Kapelle des Heiligen Geistes zum Hospitale zum Seelenheile aller Bürger unter Zustimmung des Abtes Peter von Wessobrunn und des Pfarrers Erasmus Rasp in Landsberg. Für die Besetzung dieser Stelle hatte die Stadt das Nominationsrecht und der Abt von Wessobrunn das Präsentationsrecht. Bestimmt wurde damals, daß der zu stellende Leutepriester strenge Präsenzpflicht zu halten, sich an den feierlichen Prozessionen und dem Chorgebet in der Pfarrkirche zu beteiligen und dem Pfarrer untergeordnet zu sein habe.

Als Fundation für diese Stelle wurde ein Drittel des Zehents von Pestenacker, ein Haus auf dem Freithof bei dem Spital, ein Höflein in Penzing und verschiedene Grundstücke in der Nähe der Stadt bestimmt. Außerdem wurden dem Geistlichen eine Anzahl (25) gestifteter Jahrtage zugewiesen, sowie verschiedene Paramente, darunter 2 Monstranzen und 1 Kelch. Diese Stiftung wurde am 16. 10. 1418 von Anselm von Nenningen, Bischof von Augsburg, konfirmiert. Eine zweite große Stiftung für die Spitalseelsorge machte am 20. 6. 1437 Frau Walburga von Freyberg. Sie gab die Summe von 600 fl., welche sie als Heiratsgut erhalten hatte, nach ihrem und ihres Mannes Tode, zu einer ewigen Messe auf dem St. Leonhardsaltar und zur Aufstellung eines eigenen Kaplans, der keine andere Gottsgab als diese Messe zu besetzen und gleich anderen Altaristen und Kaplänen dem Pfarrer von Landsberg in Messen, Vespern usw. behilflich sein sollte. Das Geld lag verzinslich auf einem Hof in Ellertshofen, den beiden Riedhöfen in Leeder und dem Maierhof daselbst. Um das Jahr 1450 stiftete der angesehene Bürger Leonhard Rapp auf den Frauenaltar im Spital eine Messe. Die Stiftung wurde dann 1460 von seinen Verwandten noch verbessert. Auch sollte ein eigener Kaplan aufgestellt werden, wozu der Stifter eine Behausung und verschiedene Renten vermachte. Im Jahr 1467 wurde diese Stiftung vom Bischof und Kardinal Peter von Augsburg konfirmiert.

Zu diesen wichtigsten Fundationen kamen im Laufe der Jahre bis 1613 noch verschiedene kleinere, wie Jahrtagsstiftungen, Hausvermachungen, hinzu. Doch die Einkünfte aus diesen Stiftungen reichten zur Besoldung nicht mehr aus, zumal im 15. Jahrhundert eine Zeitlang sogar 3 Spitalgeistliche zehren sollten. Als daher am 24. 8. 1613 nach langwierigen Beratungen, die wiederholt zu Streitigkeiten und Protesten Anlaß gaben, „die große Union“ der kirchlichen Benefizien in Landsberg durchgeführt wurde — unter Bischof Heinrich von Knöringen, Abt Gregor von Wessobrunn und Bürgermeister Tobias Unfried von Landsberg mit dem gesamten Rat —, wurde auch die Spitalpfünde neu geregelt. Anstelle von 3 Geistlichen trat wieder einer. Außer dem festgesetzten Einkommen erhielt der Pfarrer zu gewissen Zeiten vom Spital noch verschiedene Speisen und Naturalien: „Auf Fastnacht item 9 kleine Pfanzelten und 12 Hasenöhrlin, auf den weißen Sonntag 6 Strauben, am grünen Donnerstag 2 Maß Wein, auf Ostern einen großen Eierzelden, zwei kleine, so man Pfladen heißt, auf Allerheiligen 2 Vierling Schönmehl, auf Martini item eine halbe zubereitete oder gebratene Gans, auf Kirchweih 2 gemeine Kirchtagslaib, auf Weihnächten 2 kleine Zelten und 2 Laib“ und an den Raubnächten jedesmal in dem Stible 2 Pfanzelten. Wenn man schlachtet, schickt man dem Pfarrer 5 oder 6 Pfund Speck, 3 Bratwürst, Rosenwürst, Leberwürst oder einen Braten.“

(Fortsetzung folgt)

## „St. Wolfgang“ in Thaining

(Fortsetzung)

Unter dem Chorbogen steht nach alter Sitte der Kreuzaltar, der jüngste der 4 Altäre, zugleich der originellste und interessanteste.

Der trefflich geschnittene lebensgroße Christuskörper zeigt spätgotische Formen (starke Betonung der Rippen) und war früher mit natürlichem Haar und Lententuch versehen. Entstehungszeit nach Hartig ca. 1550. Fünf barocke Englein mit Kelchen umschweben den Gekreuzigten, um aus seinen Wunden das hl. Blut aufzufangen. Prächtig sind die wohl sicher von Loidl angefertigten „Assistenzfiguren“ unter dem Kreuz (die Schmerzensmutter, Johannes und Maria Magdalena). Eine sehr große Seltenheit ist das im Inneren des Altartisches befindliche „Heilige Grab“ mit seiner kulissenartigen Anlage und dem feinen Figureschmuck der Wächter und weinenden Englein. Es ist nur sichtbar, wenn das Antependium entfernt wird. Die anmutige Balustrade vor dem Altar bildet zugleich eine reizende Umrahmung des Heiligen Grabes. Ueber dem Kreuzaltar tragen 2 Engel eine in barocken Formen reich verzierte Spruchtafel mit prophetischem Hinweis auf das Leiden Christi.

Der Kreuzaltar mit den die 5 Wunden umschwebenden Engeln und das Chorgestühl mit den Leidenswerkzeugen in Engels Händen lassen vermuten, daß nach dem Dreißigjährigen Krieg eine sog. „Fünf-Wunden-Bruderschaft“ bei der St. Wolfgangskirche bestanden hat. Diese Vermutung von Jos. Kunstmann wird bekräftigt durch die Tatsache, daß in der St. Wolfgangskirche seit unvordenklichen Zeiten beim Sonntags-Rosenkranz 5 Vaterunser zu Ehren der hl. 5 Wunden gebetet werden. Das Chorgestühl wäre demnach der Ehrenplatz der Bruderschaftsräte gewesen, was umso wahrscheinlicher ist, als ein klösterlicher Einfluß etwa von Wessobrunn oder Dießen her für die Entstehung des Chorgestühls nicht in Frage kommt. Leider fehlen im Pfarrarchiv jegliche Angaben über St. Wolfgang.

Die beiden Seitenaltäre zeigen große Ähnlichkeit in Form und Stil. Die Blattverzierungen an den gewundenen Säulen sind bedeutend besser herausgearbeitet wie am Hochaltar, was diesem gegenüber eine spätere Entstehungszeit beweist. Ähnliche Akanthusstellen sind in unserem Gebiet selten vor dem Jahr 1680 nachweisbar. Nach Kunstmann zeigt sich an den Seitenaltären der Uebergang von der „Weilheimer Schule“ zu den Formen der „Loidl-Werkstätte“. Auch Prälat Hartig gibt zu, daß die Figuren der Seitenaltäre in der Art von Loidl sind.

Der rechte Seitenaltar zeigt in der Mittelnische St. Stephan, umgeben von St. Vitus und Christophorus, auf den beiden Konsolen rechts und links Papst Sylvester und Bischof Martinus. Im Auszug sieht man in rundlicher Nische plastisch dargestellt die Krönung Mariens, daneben 2 Engel mit Leidenswerkzeugen und als Bekrönung des Altares den Erzengel Raphael mit dem Fisch zu seinen Füßen. Die auf der Leuchterbank stehende Pietà dürfte aus dem 18. Jahrhundert stammen.

Der linke Seitenaltar zeigt im Mittelschrein die Heilige Ottilie mit St. Katharina und Barbara, auf den Konsolen Veronika und Katharina von Siena, im Auszug die Himmelfahrt Mariens, ebenfalls von 2 Engeln umgeben mit St. Gabriel als krönendem Abschluß. Beachtenswert ist die auf der Leuchterbank stehende be-

malte Holzfigur der thronenden Maria mit dem Kind, ein gutes Werk aus der 1. Hälfte des 15. Jahrhunderts.

Der über dem Turmeingang stehende Johannes der Täufer hat eine ähnliche Figur in Ramsach bei Landsberg und dürfte bald nach 1680 aus der Schule Loidls hervorgegangen sein.

Die reichverzierte Kanzel mit den feingeschnittenen 4 Evangelisten ist ziemlich gleichzeitig wie der Hochaltar um 1664 entstanden.

Gegenüber der Kanzel befindet sich zwischen den im Jahr 1657 gemalten großen Votivtafeln mit der Entstehungsgeschichte der Wallfahrt eine kleine gotische Holzstatue des Heiligen Wolfgang aus der Zeit um 1500.

Ueber der Eingangstür steht auf schmucker Konsole die Figur des Heiligen Bischofs Ulrich. „Sie stammt viel-



Die Loidl-Figuren am Kreuzaltar

Phot. Schwarz, Issing

leicht aus der frühesten Schaffensperiode Loidls, weist noch mehr „Weilheimer Stilmerkmale“ auf, ist etwas steifer wie die übrigen Loidlfiguren und hat namentlich in der Draperie die mehr eckigen Faltengestaltungen“ (Kunstmann).

Ihr gegenüber steht an der Südwand die herrliche Figur des Hl. Bischofs Narzissus, eine der besten Figuren der Kirche, aus der Meisterhand Loidls. In einer Nische darunter, dem ehemaligen, jetzt zugemauerten Südeingang zur Kirche, steht fast lebensgroß der Heiland mit der Schulterwunde, eine gute Arbeit aus der Zeit um 1700.

Von der Westwand unter der Empore grüßen die beiden Bischöfe St. Nikolaus und Erasmus, daneben einige kleinere Votivtafeln aus dem 18. und 19. Jahrhundert, sowie eine gut gemalte größere Votivtafel mit der Jahreszahl 1657. Sie zeigt, wie von allen Seiten Wallfahrer mit Kreuz und Fahnen zum Kirchlein des Heiligen Wolfgang nach Thaining ziehen.

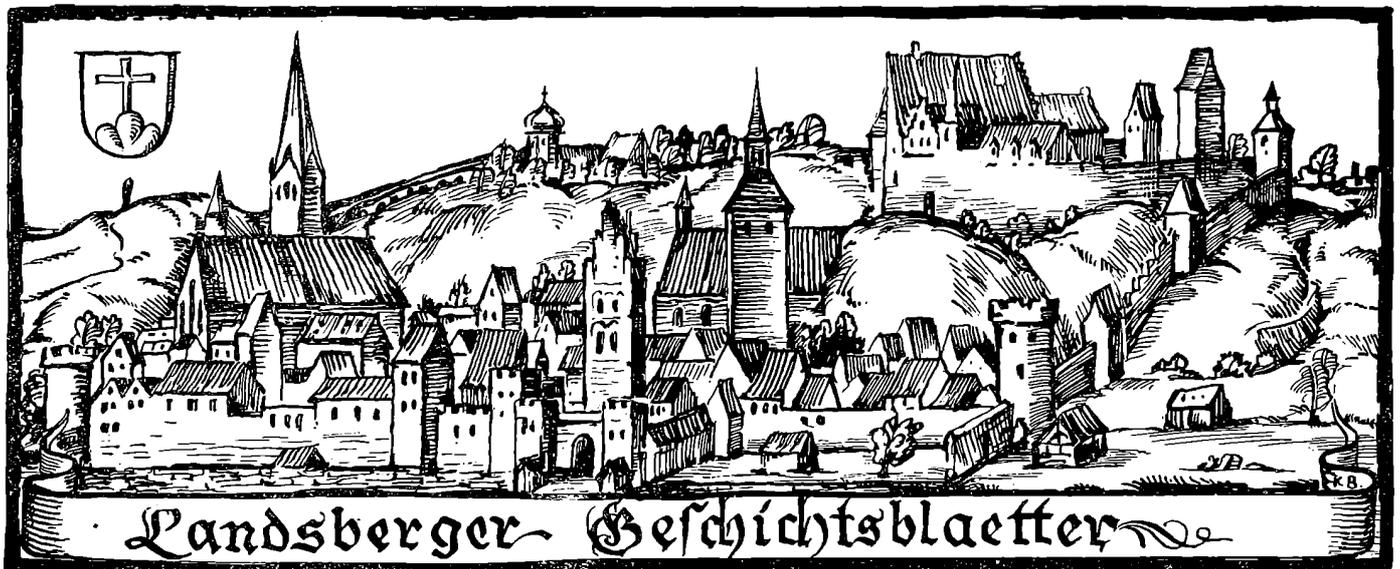
(Schluß folgt)

## Schriften für den Heimatfreund

Kirchenträger. Verlag Schnell & Steiner, München.

Durch die Neuherausgabe längst vergriffener und durch die Ausgabe bisher fehlender Kirchenträger erweitert der Verlag die sehr beliebt gewordenen Kirchenträger. Wenn man irgendwo hinkommt und dort eine schöne Kirche besucht, möchte man mehr wissen, als einem Bau und Ausstattung zeigen. Da hilft der Kirchenträger, der nicht nur eine genaue Baubeschreibung gibt, sondern alles Wissenswerte über Entstehung, Gestaltung, Einrichtung, über Bauherrn, Baumeister und Künstler aufzeigt und dazu noch wertvolle Illustrationen gibt.

Die bisher neu erschienenen Kirchenträger (Preis 50 Pfg.) sind ausgezeichnet ausgefallen. Sie behandeln Wessobrunn, Crafrath, Ottobeuren, Unterliezheim und Seligenporten. Auch ohne den Besuch der Kirchen in nächster Zeit zu planen, geben die Kirchenträger dem Heimatfreund eine wertvolle Lektüre.



Illustrierte Monatsschrift und Organ des „Historischen Vereins für Stadt und Bezirk Landsberg a. L.“

Begründet von Studienrat und Stadtarchivar J. J. Schober † Landsberg

Verantwortlicher Schriftleiter:  
Paul Winkelmayr in Landsberg a. L.

Beilage der „Landsberger Nachrichten“

Nachdruck, auch auszugsweise, ohne  
Genehmigung der Schriftlfg. verboten

Nr. 12

39. Jahrgang

1949

## 600 Jahre Hl.-Geistspitalstiftung Landsberg

Von Adalbert Maier † und Paul Winkelmayr  
(Fortsetzung)

Das Gesamteinkommen des Spitalgeistlichen war selbstverständlich immerwährenden Schwankungen unterworfen. Der Geldwert änderte sich, neue Stiftungen kamen hinzu, Stolgebühren wurden eingerichtet und dgl. mehr. Erstmals erscheint in den Akten der Spitalpfarre eine geregelte Fassion im Jahre 1812, wonach dem Pfarrer ein Reineinkommen von 430 fl. 42 1/8 Kreuzer verbleiben. Nach vielen Eingaben und Kämpfen um Verbesserung des Einkommens wurden anfänglich einige widerrechtliche Sustentationen im Betrage von je 50 fl. zugestanden, bis endlich 1859 ein Mehrbetrag von 250 fl. genehmigt wurde. 1881 gibt Pfarrvikar Hörner das Einkommen mit 834 Mark 36 Pfg. an. 1899 belief sich dasselbe unter Georg Hellmair auf 1400 Mark. Am 1. 1. 1909 wurde es auf 2000 Mark aufge bessert. Durch die im Laufe der Jahre ohnehin erfolgte Regelung der Besoldung der Geistlichen wurde auch das Einkommen des Stelleninhabers der Spitalpfarre festgesetzt.

Das Gotteshaus des Hl. Geistspitals erfreute sich des Wohlwollens der Bürger und der Spitalinsassen. Groß war die Zahl der Wohltäter. Abgesehen von den vielen kleinen Spenden für Utensilien, die beim Gottesdienst benötigt werden, wie z. B. Leuchter, Kelchtüchlein, Einrichtungsgegenständen wie Tafeln, Ampeln, Antependien usw. vermachten manche Pfründner und Bürger der Stadt, sowie andere Wohltäter diesem Gotteshaus ansehnliche Summen.

### IV. Baugeschichte und bauliche Einrichtungen

Vieles aus der rühmlichen Geschichte des Spitals ist vergangen. Die Wirrnisse der vielen Kriege und vor allem der große Spitalbrand im Jahre 1874 haben das Gesicht von Spital und Kirche nicht nur völlig geändert, sondern grundlegend zerstört. In der baugeschichtlichen Entwicklung kann man 3 Perioden annehmen. Die erste umfaßt die Entstehung des Spitals und der nördlich anstoßenden Oekonomiegebäude. Das alte Spital war ein 3stöckiger Längsbau entlang der Schlossergasse, dessen Grundriß mit Ausnahme der Nord- und Südseite sich mit der jetzigen Knabenschule deckt. Im obersten Stockwerk war ein geräumiges Krankenzimmer, sowie Einzelzimmer für Pfründner, im Stock unterhalb befand sich ein großer

Speisesaal, sowie eine Anzahl Pfründnerzimmer und Räume für die Bediensteten. Im untersten Stockwerk waren Küche, Speise- und Betriebsräume. Vom Speisesaal aus war durch ein weites Fenster die Aussicht in die Kirche freigegeben. An der Nordseite des Spitals, an der Stelle, wo sich zum Teil das heutige Stadttheater erhebt und von hier aus nach der Bergleite zu, wurden die Oekonomiegebäude erstellt, in denen sich unten die Rindviehstallungen befanden, während die darüberliegenden Räume der Einlagerung von Futter und Getreide dienten. Weiter nördlich, durch einen kleinen Hof getrennt, befand sich das ebenfalls dem Spital gehörige Storchentbaderhaus, das später in eine Wagenremise umgebaut wurde und die Bezeichnung Koberesstadel erhielt.

Die zweite Bauperiode umfaßt die Zeit um 1438. In diese fällt, wie bereits angeführt, die Erbauung der eigentlichen Spitalkirche und die Errichtung des Verwaltungsgebäudes (sog. Spitalneubau), jetzt Lehrerhaus genannt, in dem sich die Wohnungen für Spitalmeister, Oekonomieverwalter und Oekonomiegesinde befanden.

Mit der Erbauung des sog. neuen Getreidestadels im Jahre 1603, der die Verbindung zwischen den alten Oekonomiegebäuden und dem Verwaltungsgebäude herstellte, hatte die dritte Bauperiode ihren Abschluß gefunden. In diesem Getreidestadel waren im untersten Stockwerk ein Kuh- und Pferdestall untergebracht. Die Zufahrt erfolgte vom Spitalplatz aus. Eine diesbezügliche Anmerkung des Stadtpfarrers und Dekans Wolfgang Jakob sagt u. a.: „Im gleichen Jahre (im Jahre 1603) wurde zwecks Schaffung einer besseren Einfahrt zum Spital der Friedhof um etliche Schuh abgegraben.“ Die anschließenden zwei Häuser am Spitalplatz dienten als Pfarrhaus (heute Schneidermeister Schmid) und als Meßnerwohnung. Der einfache Bau des Landsberger Spitals in seiner schlichten Art ist ein Zeuge der glaubensfrohen Zeit des Mittelalters. Die Bauidee der Spitaler führt Karlinger auf klösterliche Vorbilder zurück.

### V. Spitalbrand

Nach mehr als einem 1/2-jahrtausendjährigen Bestehen brach über das Spital ein Naturereignis herein, das es von Grund auf zerstörte. Als am Morgen des 15. Juni 1874 — es war gerade Veitsmarkt — eine große schwarze Wolke aufstieg, die unheilverkündend über der Stadt schwebte und sich zusehends weiter vergrößerte, war es bald klar, daß ein Brand von noch nie dagewesenem Ausmaß im Entstehen war. Kurz vor 6 Uhr morgens war im alten Oekonomiestadel, der sich nördlich des Pfründe-

hauses befand, Feuer ausgebrochen. Wie ein Augenzeuge berichtet, war es eine an ein Wunder grenzende Arbeit, die aufgeregte Herde Vieh ohne Unfall und Beschädigung aus dem Brandobjekte zu bringen. Das Ausräumen mußte äußerst rasch vor sich gehen, da an ein Eindämmen des Feuers nicht mehr zu denken war. Die Räucherentwicklung und die Hitze waren so stark, daß sich die herbeigeeilte Feuerwehr nur mehr auf die Rettung der Nachbargebäude beschränken konnte, zumal ihr nur 2 Druck- und Saugspritzen zur Verfügung standen. Die übrigen kleinen Druckspritzen konnten nur als Wasserzubringer verwendet werden. Das Wasser der Leitungsröhre ging kaum ein Stockwerk hoch. Nach kaum 1½ Stunden wurde das große Pfründehaus vom Feuer erfaßt. In kurzer Zeit stand das ganze Haus in Flammen, so daß die Rettung von Menschenleben das oberste Gebot der Stunde war. Wenn auch der Transport mehrerer Pfründner sich schwierig gestaltete, so konnten doch alle ohne Unfall geborgen werden. Der an das Pfründegebäude anstoßende Haupteinlagerungsstadel mit Geschirrkammer, Schweinestall und Holzlege wurde fast zu gleicher Zeit vom Feuer erfaßt. Nachdem die Dachböden vom Pfründnergebäude und Kirche in gleicher Höhe lagen — obwohl sie durch eine starke Feuermauer, die von einer Eisentüre durchbrochen, getrennt waren — begünstigte ein leichter Nordwestwind das Ueberspringen des Feuers. Es war gegen 8 Uhr morgens, als die Flammen aus dem Dach der Kirche schlugen. Gegen 9 Uhr war ihr Schicksal besiegelt. In diesem alten Kirchlein hatten sovieler Hunderte ihren Lebensabend beschlossen und Tausende von Stadtbewohnern hatten hier oft schnell Einkehr gehalten. Während der Erntemonate Juli und August wurde hier um 4 Uhr nachmittags der alteingeführte Spitalsegen gehalten, der sich eines starken Besuches erfreute. Leider sind dem Brand durch Einsturz eines Giebels 2 Menschenleben zum Opfer gefallen. Wenn es gelang, ein Uebergreifen des Feuers auf die Nachbargebäude zu verhindern, so war dies dem kgl. Bayer. 7. Jägerbataillon in Verbindung mit der Feuerwehr zu danken. Der gewaltige Funkenflug, der die Nachbargebäude überschüttete, bedrohte auch zeitweise die Stadtpfarrkirche. Leergebrannt war die Stätte, die Jahrhunderte den Werken der Barmherzigkeit gedient hatte.

Ein alter Landsberger, der in jungen Jahren den Spitalbrand miterlebte, schrieb die Erinnerung daran u. a. mit folgenden Sätzen nieder:

„ Am 15. Juni 1874 war es ein Feuer, welches der Stadt so großes und schweres Opfer bereitet, in dem an diesem Tage ein jahrhunderte altes Stift, das Hl. Geistspital, in Flammen aufging. Dieses Stift war eine Wohltat für die Stadt, da darin alte, kränkliche und bedürftige Bürger und Einwohner ihren Lebensabend sorgenfrei und in Ruhe genießen konnten. Es war morgens um 1/6 Uhr als der Feuerruf erschallte. Im Spitalökonomiehof brannte es. Leider war trotz schnellster Hilfe dem furchtbaren Element kein Einhalt mehr zu tun. Die Nahrung war dem Feuer günstig und in einer Stunde war der Kornspeicher und eine Stallung schon verloren. Nach einer weiteren Stunde waren die große Stallung und die Oekonomiestadel in Flammen. Noch hoffte man, das große Pfründehaus zu retten, aber in der 3. Stunde brannte auch dieses. Um 10 Uhr begann die Spitalkirche zu brennen und so wurde das ganze Spital innerhalb 6 Stunden von den Flammen aufgezehrt. Die junge Freiw. Feuerwehr leistete was sie konnte. Ihr, der Pflichtfeuerwehr und nichtzuletzt dem Brandkommando des Jägerbataillons war es zu danken, daß die schwer gefährdeten Häuser an der Schlossergasse vor dem Uebergreifen des Feuers bewahrt werden konnten.“

Hervorragend hat sich damals der junge Oberjäger Maier (spätere Gärtnermeister August Maier, den älteren Landsbergern noch wohl in Erinnerung), betätigt.

60 Pfründner, 20 Waisenknaben, das gesamte Pflege- und Dienstpersonal stand hilf- und obdachlos da, und es mußte in erster Linie für deren Unterbringung und für den Viehbestand gesorgt werden.

## VI. Umsiedlung.

In der großen Not, in welche die Spitalstiftung durch das Brandunglück geraten war, kam es der Anstalt zu Gute, daß der zweite Stock des sog. Malteserneubaus zum Zwecke der Unterbringung der landwirtschaftlichen Winterschule baulich instandgesetzt und mit 100 Betten und Kästen versehen war. Den Sommer über wurden die Pfründner und das Pflegepersonal in diesen Räumen vorübergehend untergebracht bis eine andere Lösung gefunden wurde. Der Viehbestand kam in die ausgedehnten, leerstehenden Nebengebäude. Für die Unterbringung der in Kürze einzubringenden Getreideernte wurde an der östlichen Mauer des Maltesergartens ein Notschuppen erbaut. Ende Oktober mußten die von den Pfründnern bezogenen Räume jedoch wieder für die Winterschule freigemacht werden. Da in der Pfründeanstalt die gewölbten Parterreräume und die Küche bei dem Brande der Gewalt des Feuers standgehalten hatten, wurden diese baulich soweit wieder instandgesetzt, daß sie als Notbehelf benützt werden konnten. Die Pfründner konnten im sog. Spitalneubau (jetzt Lehrerhaus) untergebracht werden, während die Kranken im städt. Krankenhaus belassen wurden. Die Verlegung der Pfründeanstalt in die Maltesergebäude in den an die Kirche anschließenden Trakt mit Benützung der Parterreräume des Malteserneubaus, soweit dies möglich war, wurde in einer gemeinschaftlichen Sitzung der Städt. Kollegien vom 22. April 1875 beschlossen.

Der Beschluß weist aus, die Spitalökonomiegebäude vor das Bayertor zu verlegen, den westlichen an die Malteserkirche anstoßenden Trakt des ehemaligen Jesuitenkollegs in eine Pfründe-Anstalt umzuwandeln und an Stelle des abgebrannten Spitals ein Knabenschulhaus für 500 Kinder zu erstellen.



Behufs Realisierung dieses Beschlusses wurden die sämtlichen Malteser-Realitäten, welche bisher Eigentum der Stadtgemeinde waren, für die Spitalstiftung auf dem Tauschwege und gegen eine Tauschaufgabe von 300 000 Mk. (=175 000 Gulden) südd. Währung erworben und dieser Tausch am 10. Mai 1876 notariell verbrieft.

Zum Zwecke der leichteren Beschaffung von Bauholz wurde eine Dampfsäge errichtet, die mit 16 PS arbeitete.

Die Pfründeanstalt wurde am 19. März 1877 mit 25 Waisenknaben und 100 Pfründnern unter der Leitung der Oberin Schw. M. Justina Deifl O.S.V. bezogen.

Die hierüber gefertigte Pergamenturkunde besagt wörtlich:

**Im Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit! Amen.**

Am St. Veitstage, den 15. Juli 1874 am frühen Morgen und zwar in der Zeit von 6 bis 8 Uhr sind die Spitalökonomiegebäude, die Spitalpfründeanstalt, mit Ausnahme des an die Malteserbergseite angebauten sog. Altbaues und die Spitalkirche der Stadt Landsberg, welche Gebäude dem Schmalzturne gegenüber und der Schlossergasse entlang gestanden waren, vollständig niedergebrannt. In der gemeinschaftlichen Sitzung der beiden städt. Kollegien vom 22. 4. 1875, wobei zugegen waren rechtsk. Bürgermeister Joh. Gg. Arnold, Stadt-

schreiber Gg. Feldigl, die bürgerl. Mag.-Räte Cölestin Schmid, Strumpfwirker, Ludwig Hieber, Kürschner und Trödler, Michael Nocker, Kaufmann, Anton Böhm, Stadtapotheker, Anton Petzendorfer, Spitalpfleger und Säckermeister, Josef Kloo, Bierbrauer und Sebastian Sepp, Rotgerbermeister, die Mitglieder des Gem.-Koll. Fridolin Herz, Vorstand und Bankier, Matthäus Dopfer, Bierbrauer, Xaver Ehelechner, Hutmacher, Franz Eisenschmid, Metzgermeister, Nikolaus Eisenschmid, Huckler, Heinrich Feichtinger, Kaufmann, Siegfried Geitner, Gastwirt, Luzian Haggenmüller, Eisenhändler, Ignaz Heufelder, Galanteriewarenhändler Karl Kistler, Privatier, Andreas Meilhamer, Bierbrauer, Eduard Neubrand, Hafnermeister, Josef Pflanz, Schuhmachermeister, Karl Renner, Bäckermeister, Karl Rieder, Spediteur, Heinrich Rieder, Kaufmann, Ignaz Schilt, Säckermeister, Klemens Schreitmüller, Bäckermeister, Romuald Seitz, Uhrmacher, Xaver Steigenberger, Konditor, Georg Wiedemann, Rotgerbermeister, Hans Will, Kaufmann, durch Krankheit waren abgehalten M.-R. Josef Kauth, Gasthofbesitzer, die Koll.-Mtg. Ignaz Appel, Tuchmacher und Georg Geisenhof, Seiler. Es wurde beschlossen, die Spitalökonomiegebäude vor das Bayertor zu verlegen, den westlichen, an die Malteserkirche angeschlossenen Trakt des Jesuitenklosters und der späteren Malteser-Ritterordenskommende in eine Pfründeanstalt umzuwandeln und an Stelle der abgebrannten eingangs genannten Gebäude ein Knabenschulhaus für 500 Kinder zu erbauen. Behufs Realisierung dieses Beschlusses wurden die sämtlichen Malteserrealitäten, welche bisher Eigentum der Stadtgemeinde waren, für die Spitalstiftung auf dem Tauschwege und gegen eine Tauschaufgabe von 300 000 Mk. (175 000 fl.) südd. Währung erworben. Und dieser Tausch bei dem kgl. Notar Gabriel Zech von Landsberg am 10. 5. 1876 notariell verlautbart.

Zum Zwecke der leichteren und möglichst vorteilhafteren Beschaffung des zu diesen ausgedehnten Bauten benötigten Bauholzes, des benötigten Brettermaterials usw. sollte eine Dampfsäge mit 16 PS und so situiert werden, daß die Dampfkraft sowohl für den Oekonomie- wie für den Brauereibetrieb ausgenützt zu werden vermag.

Die von dem Mag.-Rat-Vorstand Joh. Gg. Arnold für die Spitalpfründeanstalt, die Spitaldampfsäge und die Spitalökonomiegebäude entworfenen und von dem Stadtbaumeister Josef Jais nach des ersteren Angaben ausgearbeiteten Pläne erhielten die Genehmigung der beiden städt. Kollegien unterm 20. 10. 1875 und die der kgl. Reg. v. Obb. K.-d.J. mit hoher Entschl. v. 9. 2. 1876.

Der Bau der Spitaldampfsäge wurde noch im Herbst 1875 begonnen und die Säge selbst am 1. 2. 1876 in Betrieb gesetzt. Der Bau der Oekonomiegebäude ist im Jahre 1876 in Angriff genommen worden und zwar wurde mit dem Oekonomiestadel am 1. Juli 1876 der Anfang gemacht und die Arbeit so rasch gefördert, daß am 1. 8. 1876 der erste Getreidewagen mit Roggen beladen eingefahren werden konnte. Die Stallungen, Remisen und das Administrationsgebäude sollen im Jahre 1877 vollendet werden. Der westliche Gebäudetrakt des ehem. Jesuitenklosters mit Anschluß an die Malteserkirche ist im Jahre 1876 in die Spitalpfründeanstalt für 100 Pfründner umgebaut und damit zugleich die männliche Waisenanstalt für 25 Waisenknaben verbunden worden.

Bezogen und ihrer Bestimmung übergeben wurde die Pfründe und die männl. Waisenanstalt am St. Josefstage, 19. 3. 1877. Die Pflege der Pfründner und die Erziehung und Ueberwachung der Waisenknaben ist dem Orden der Barmh. Schwestern, deren Oberin z. Zt. Schw. Justina Deifl übertragen.

Landsberg, 19. 3. 1877

#### Magistrat und Kollegium der Gemeindebevollmächtigten der Stadt Landsberg.

##### VII. Verwaltung des Spitals

###### a) Stadtrat:

Eine Stiftung von so großem Ausmaß ist ohne planmäßige Leitung nicht denkbar. Die Entstehung des Landsberger Spitals fällt in jene Zeit, in der sich der Kampf zwischen geistlicher und weltlicher Verwaltung meist zu Gunsten der Städte entschied. So stand das Spital in

Mainz schon seit 1244 unter dem Stadtrat, jenes in Worms seit 1261. Auch albbayerische Spitäler wurden damals städtischer Leitung unterstellt, z. B. in Landshut und in München. In den Bischofstädten Eichstätt und Freising dagegen blieb die rechtliche Gewalt des Bischofs über das Spital erhalten.

Der umsichtigen Verwaltung der Städte ist es vor allem zuzuschreiben, daß sich diese Anstalten vielfach bis in unsere Tage erhalten haben. Der Landsberger Stadtrat konnte sich von Anfang an als Vormund des Spitals fühlen, da Ludwig der Brandenburger der Stadt die Genehmigung erteilte, aus ihrem Seelhaus ein Spital zu machen. Es kann daher mit Sicherheit angenommen werden, daß die Stadt von Anfang an die Leitung des Spitals übernahm. Dies geht auch aus einer Urkunde vom Jahre 1377 hervor, wonach die Stadt bereits einen Spitalpfleger aufgestellt hatte.

Die Befugnisse der Stadtverwaltung dieser Wohltätigkeitseinrichtung gegenüber waren in einer Spitalhausordnung niedergelegt. Der Stadtrat bestimmte die Spitalbeamten, sowie die beiden Spitalpfleger aus seinen Reihen. Die Wahl erfolgte jährlich, wobei auch eine Wiederwahl derselben Stadträte möglich war.

Ueber die Aufnahme der Hospitaliten entschied meist der gesamte Rat. Leute mit ansteckenden Krankheiten wurden entweder in das Leprosen- oder in das Blatternhaus eingewiesen.

Bei der Vergebung von Pfründen bevorzugte die Stadt vermögende Bürger, denn sie wußte sich verantwortlich für das Vermögen des Spitals. Größere Geschäfte, besonders Grundstücksveräußerungen behielt sie sich vor bzw. machte deren Vornahme von ihrer Zustimmung abhängig. Die Stadt forderte jährlich die Rechnungslegung der Spitalverwalter vor dem versammelten Rate. Ueber Streitigkeiten zwischen Spitalpfleger und Pfründnern entschied die Stadt.

###### b) Spitalpfleger:

Ihre Rechte in der Spitalverwaltung vertrat die Stadt vor allem durch die Einsetzung der Spitalpfleger, die auch die Bezeichnung Spitalpröbste führten. Der Spitalpfleger war immer ein Bürger der Stadt. Mit der vermehrten Arbeit trat im Laufe der Zeit ein zweiter Spitalpfleger hinzu. In der Praxis bildete sich der Modus heraus, daß ein Spitalpfleger dem inneren Rat, der zweite dem äußeren Rat angehörte. Als 1. Spitalpfleger kennen wir einen Chunrat Vingerlein, der im Jahre 1377 gelegentlich einer Beurkundung erwähnt wird. Wann die Stelle eines zweiten Spitalpflegers geschaffen wurde, läßt sich nicht mehr feststellen. In der ältesten Spitalrechnung vom Jahre 1531 sind bereits 2 Spitalpfleger (Linhart Wolf und Hans Lutz) verzeichnet. Der Pfleger gehörte nicht zum Spitalverband; er wohnte außerhalb der Stiftung. Das ist nach Ralcke kennzeichnend für seine Stellung in allen Spitalern, Freiburg ausgenommen. Er vertrat die Anstalt im Rechtsverkehr nach außen, doch stand er dem Rate gegenüber im Abhängigkeitsverhältnis und mußte ihm Rechenschaft ablegen über die Wirtschaftsführung des Spitals. Nach der Wahl durch den Stadtrat erfolgte der Amtsantritt mit einer Verpflichtungserklärung. Durch die Möglichkeit der Wiederwahl verwalteten tüchtige und umsichtige Stadträte oft viele Jahre das Spital. Ihnen oblag die Vermögensverwaltung, insbesondere die Einbringung der vielen Zinsen und Getreideabgaben, was mit großen Schwierigkeiten verbunden war und die Uebertragung der Bewirtschaftung entlegener Güter an geeignete Pächter. Um sich einen Einblick in den Betrieb des Spitals zu verschaffen, war ein öfterer Besuch der Anstalt notwendig. Nach der Spitalhausordnung waren die Pfleger angewiesen, — Samstag und Sonntag ausgenommen — in dem Spital- oder Meisterstübchen zusammenzukommen, wobei u. a. der Spitalmeister und die Spitalmeisterin ihre Wünsche und Anliegen vortragen konnten. Nur so konnten sie die Verpflegung der Armen überwachen. Bei mangelhafter Versorgung konnten die Pfründner ihre Klagen unmittelbar bei den Pflegern vorbringen. Die Spitalpfleger waren auch befugt, bei Nichtbeachtung der Hausordnung einzuschreiten oder die durch den Stadtrat verhängten Strafen durchzuführen.

(Fortsetzung folgt)

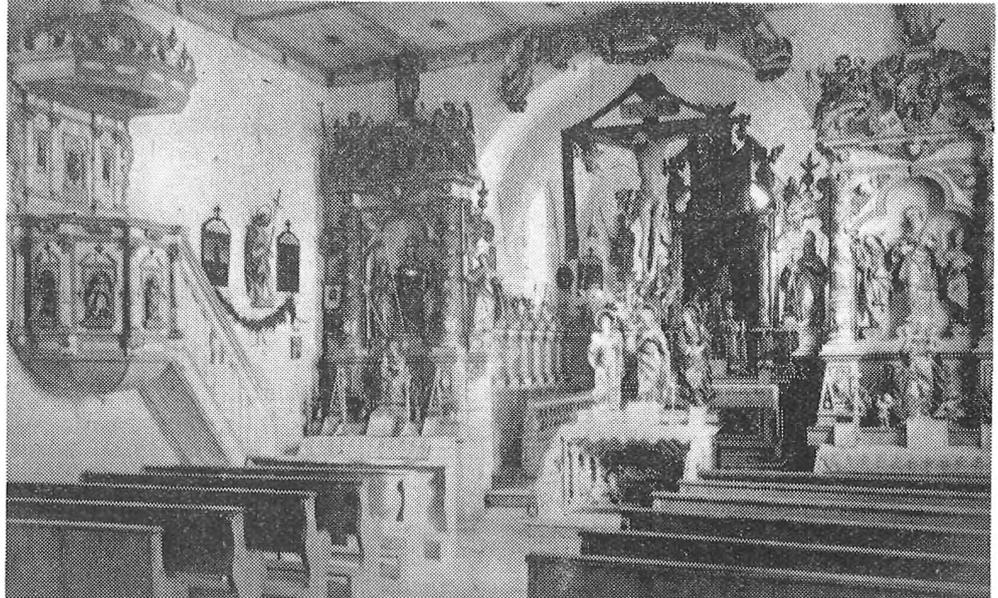
## „St. Wolfgang“ in Thaining

(Schluß)

Reizend in der Perspektive ist der von 2 Säulenpaaren flankierte Zugang zur Empore, die den 1710 angebauten polygonen Westchor ausfüllt. Die steinerne Treppe ist in die dicke Westwand eingebaut. Die Brüstung der Empore ist reich verziert mit gewundenen Säulchen und trotz unglücklicher Bemalung sehr wirkungsvoll in Form und Stil. Das an der Brüstung angebrachte Bild „Maria als gute Hirtin“ zeigt die Verbindung der Schäferpoesie des Rokoko mit religiösen Motiven.

Zu erwähnen bleibt noch der 1742 in München gemalte Kreuzweg mit 15 Stationen. (Auf der 15. Station steht rückwärts die Urkunde von der Herstellung der Bilder.) 1934 wurden die schönen Bilder von Graf Arnold von Maldeghem in Oberigling kunstgerecht erneuert.

Historischen Wert hat der in der Sakristei aufbewahrte einfache gotische Kelch. Der Freund alten Handwerks beachte das uralte originelle Schloß aus Holz und Eisen, das die Kirchentüre abschließt und mit einem ungewöhnlich großen und schweren Schlüssel bedient wird.



Blick zu Chor und Kanzel

Phot Schwarz, Ising

### VI. Äußeres

Die Wallfahrtskirche steht sehr wirkungsvoll auf freiem Platz, dem sog. „Grasweg“ am Südende des Dorfes. Malerisch ragen neben ihr einige Ahornbäume ins Blau des Himmels. Eine zum Grundriß der Kirche parallel verlaufende niedere „Freithofmauer“ umschließt den heiligen Bezirk, aus dem das Gotteshaus sich in wohlabgemessenen Formen erhebt. Der echt gotische hübsche Sattelturm hat im 2., 4. und 5. Geschoß ein Kleeblattbogenfries. Aus den spitzbogigen Schallöchern erklingen zwei Glocken. Am Ansatz und First des Daches sind kleine Aufsätze. Der Ostchor zeigt vier massive Strebe Pfeiler, dazwischen ein Rundfenster (die übrigen gotischen Fenster wurden im 17. Jahrhundert zugemauert). Der dem Ostchor in der polygonen Form angeglichene Westchor zeigt vier barocke Rundfenster. Der Vergleich zwischen dem Ostchor und dem fast 300 Jahre später angefügten Westchor ist reizvoll und lehrreich.

### VII. Stil

Die Kirche ist 1430 in rein gotischen Formen erbaut worden. Ab 1650 wurde sie in Stil barocker Spätrenaissance umgebaut, wobei der Turm unverändert blieb. 1710 erfolgte der Anbau des westlichen Chores in reiner Barockform.

Die Inneneinrichtung läßt den Stilwandel auf dem Land von der Spätrenaissance zum Barock gut verfolgen. Ähnliche einheitliche Ausstattungen aus jener Zeit zeigen die Dorfkirchen in Alling bei Fürstenfeldbruck (1650), in Anzing bei München (1676), in Ecksberg bei Mühlendorf (1683) und in Hinnang bei Sonthofen (1695). Eine in vielem der St. Wolfgangskirche ähnliche, aber bereits dem „Hochbarock“ angehörige Inneneinrichtung zeigt die 1703 erbaute „Maria-Schnee-Kapelle“ in Nassenbeuren bei Mindelheim.

### VIII. Gesamtwürdigung

Das schlichte Äußere der Kirche läßt nicht ahnen, welcher Reichtum an künstlerischem Schmuck im Innern enthalten ist. Wer durch das niedere Vorzeichen die Kirche betritt, wird sofort gefesselt von dem eigenartigen Reiz, der von der ganzen Inneneinrichtung ausgeht. „Das ganze Kirchlein ist ein einziges Hohes Lied auf die der damaligen Zeit ureigene Freude am kunstvoll geformten

und bemalten Holz: eine verschwenderische Hingabe an Plastik, Mattgold und feingedeckte Farben.“ (Dr. Fischer). Rund 50 geschnitzte Engelsgestalten in den verschiedensten Formen und Stellungen erfüllen den Raum. Von hohem künstlerischem Wert ist der Kreuzaltar mit seinem trefflich geschnitzten Holzkruzifix und den in edler Linienführung so ergreifend und harmonisch wirkenden Statuen der Schmerzensmutter, des Heiligen Johannes und der Heiligen Maria Magdalena. Einzig schön ist das den Hochaltar umgebende Chorgestühl mit den

darüber schwebenden 22 Engeln. „Die ganze Ausstattung, die in keiner anderen Kirche Oberbayerns so einheitlich und reich aus jener Zeit erhalten ist, bekundet auf klarste, wie in der oberbayerischen Kunst des 17. Jahrhunderts die Plastik gegenüber der Malerei dominiert.“ (Kunstdenkmale Bayerns S. 550).

„Die Kirche ist ein treffliches Beispiel der formenfreudigen barocken Spätrenaissance“ (Hoffmann, Bayerische Altarbaukunst S. 276).

Möge die Bevölkerung von Thaining sich stets bewußt bleiben, welches Kleinod altdeutscher kirchlicher Kunst sie mit der St. Wolfgangskirche in ihren Mauern besitzt! Möge sie stets für die kunstgerechte Erhaltung dieses Heiligtums besorgt sein! Das St. Wolfgangskirchlein soll aber auch jetzt und in Zukunft nicht bloß eine Stätte der Kunst bleiben, sondern noch mehr eine Stätte stiller Sammlung im Gebiet ein Zufluchtsort bedrängter Seelen, wie es Wunsch und Wille seiner Erbauer gewesen ist.

## Weihnachtsgeschenke für den Heimatfreund

**DIE FÜRSTÄBLICHE RESIDENZ ZU KEMPTEN** von Dr. Hugo Schnell, Verlag Schnell & Steiner, München, Halbleinwandbd. 16 DM.

Es ist ein beschwingtes Rokoko, was uns hier auf 68 Textseiten und in 80 Bildtafeln im Großformat geboten wird. Ein Rokoko, das man selten oder kaum zu schauen bekommt, da es in Räumen sich befindet, die dem Landgericht Kempten dienen. In jenen Zeiten, als Cuvillie in München die berühmten „Reichen Zimmer“ schuf, gestaltete in aller Stille der Wessobrunner Meister Johann Georg Übelher, des Stiftes Hofstukkator, die herrlichen Prunkräume, die von Dr. Schnell liebevoll und sachkundig beschrieben werden. Dazu kommt die hochinteressante historische Geschichte der Benediktinerabtei Kempten. Das selten schöne und wertvolle Buch wird jedem Heimatfreund eine besondere Freude machen.

**ZERSTÖRTE KUNST IN BAYERN** von Prof. Georg Lill, Verlag Schnell & Steiner, München, Pappband, 5,80 DM.

Der bekannte Verfasser zeigt in zahlreichen Bildern bayrische Kunstwerke, wie sie vor der Zerstörung waren und wie sie durch die Bombenangriffe jetzt aussehen. Dem Heimatfreund blutet das Herz, wenn er die Kunstbilder betrachtet, die so viel des Schönen zeigen und daneben die Trümmerstätten sehen muß. Es ist aber ein Verdienst des Verfassers, mit diesem Buch die sinnlose Zerstörung des Krieges festzuhalten und der Welt zu zeigen, was menschliches Mißverstehen vernichtete.